

## **Ulrike von Kleist über ihren Bruder Heinrich.<sup>1</sup>**

Ein Beitrag zur Biographie des Dichters  
von Paul Hoffmann in Frankfurt an der Oder.

Es ist wiederholt behauptet worden, Ulrike von Kleist habe sich jeglicher Mitteilung über die Schicksale ihres Bruders enthalten. Daß Frau von Schönfeldt einiges „aus den Erzählungen ihrer Tante Ulrike“ an Koberstein überlieferte, änderte diese Meinung nicht. Ein weiteres Zeugnis gegen sie enthalten die folgenden Erinnerungen, die, bisher unbekannt, dadurch noch gewinnen, daß sie [106] einige kleine Züge aus dem Leben unseres Dichters und seiner Schwester heller beleuchten.

Vor mir liegt ein altes, vergilbtes Manuskript, das überschrieben ist: „Was mir Ulrike Kleist im Jahre 1828 in Schorin über Heinrich Kleist erzählte.“ Der um die Kleistforschung verdiente Professor Rudolf Schwarze verehrte es mir nicht lange vor seinem Tode (gestorben den 9. April 1900 in Frankfurt an der Oder). Es besteht aus sechs Blättern in quarto. Die zwölf Seiten sind nicht alle voll beschrieben. Bei der Mitteilung der Handschrift sollen die einzelnen Lücken kenntlich gemacht werden. Das Wasserzeichen in dem grauen Papier ist eine fünfzackige Krone über einem schild-ähnlichen Emblem. Unter letzterem steht über dem Namen J. D. Röpe, in Kursiv, eine 4. Die Schrift läßt gewandte, ausgeschriebene Züge einer leichten Hand erkennen; wahrscheinlich rühren sie von einer Dame her. Als Heinrich von Kleist einmal das Wesen seiner Schwester als unweiblich rügen wollte, sagte er unter anderem von ihr, sie sei „ein Mädchen, das orthographisch schreibt“. An diesem Maßstabe gemessen, bleibt die Verfasserin unserer Aufzeichnungen solchem Vorwurfe überhoben. Vor ihm bewahrt sie auch außer dem Stil noch die mangelhafte Interpunktion und der inkorrekte Satzbau. Bezeichnend ist es ferner, daß fast alle Namen unrichtig geschrieben sind.

Auf die naheliegenden Fragen, wer ihre Erzählung niedergeschrieben, und welche Veranlassung die schwer zugängliche Ulrike mitteilensam gestimmt habe, weiß ich keine Antwort.<sup>2</sup> Ob es der lindernden Wirkung der Zeit allein gelang, oder ob bestimmte Umstände hinzukamen, von denen man vermuten könnte, daß sie ihrem tiefen Schmerze Einhalt getan, wer wollte das entscheiden? Ulrike erlebte es, daß Ludwig Tieck zehn Jahre nach dem Tode ihres Bruders dessen „Hinterlassene Schriften“ veröffentlichte und 1826 „Heinrich von Kleists gesammelte Schriften“ folgen ließ und in der „Vorrede“ zu diesen „fast nur jene Worte wiederholen“ konnte, die er 1821 über Kleist „und sein Verdienst als Schriftsteller auszusprechen suchte“. Wollte Ulrike die dürftigen biographischen Notizen Tiecks ergänzen und wenigstens dem Gedächtnis der Verwandten oder nächsten Freunde anvertrauen, was sie allein über den Bruder wissen konnte? Daß sie für dessen poetische Mission nach seinem Tode mehr Verständnis erlangt hätte, ja daß Tiecks Ausgabe sie auf einen endlichen Erfolg der Dichtungen Heinrichs hoffen lehrte,

---

<sup>1</sup> Euphorion Band 10, 1903, S. 105

<sup>2</sup> Paul Hoffmann: „Charlotte von Stojentin geb. von Zenge verkehrte allem Anscheine nach innig mit den Geschwistern von Kleist. Für unseren Dichter bewies sie noch lange nach seinem Tode Teilnahme. Sie war es aller Wahrscheinlichkeit nach, die, als Ulrike von Kleist sie auf ihrem Gute Schorin in Pommern besuchte, sie dazu zu bewegen vermochte, ihr den Lebensweg Heinrichs von Kleist zu beschreiben.“ Wilhelmine von Zenge und Heinrich von Kleist, *The Journal of English and Germanic Philology*, Volume VII, Urbana Ill. USA 1907-1908, No. III S. 99, 108 (2023)

möchte ich bezweifeln. Warum erwähnte sie in den folgenden Mitteilungen sonst nur die „Familie Schroffenstein“, den „Phöbus“, die „Hermannsschlacht“ und erinnerte an die geplante „Germania“, da sie doch vom „Guiskard“ wußte, „Penthesilea“, „Amphitryon“, den [107] „Zerbrochenen Krug“ und gewiß noch manches andere kannte? Wir besitzen überhaupt nur ein Zeugnis dafür, daß Ulrike die Bedeutung des Bruders zu schätzen wußte, in dem Briefe, den sie an den französischen General Clarke in Berlin schrieb — am 3. April 1807 —: „mon frère n'est pas sans nom et sans reputation dans le monde littéraire en Allemagne, et qu'il est digne de quelque intérêt.“ Ein Wort, das um so mehr erfreut, als man den Stolz zu fühlen glaubt, mit dem es ausgesprochen wurde. Von letzterem merkt man in ihren Mitteilungen nichts. Erkennbar ist nur, daß sie die Briefe des Bruders treu im Gedächtnis bewahrte, wenn auch das, was sie dazu ergänzte, bisweilen, unbeabsichtigt natürlich, mehr zu ihrer als des Bruders Charakterisierung beiträgt. Daraus, daß sie mancherlei unerwähnt läßt, darf vielleicht geschlossen werden, daß sie nicht zu einer Fremden sprach. Sie konnte voraussetzen, daß ihre Zuhörerin über die Jugend Heinrichs, seine Beziehungen zu Wilhelmine von Zenge und seine letzten Schicksale unterrichtet war.

Heinrich von Kleist war siebzehn Jahre tot, als Ulrike das Folgende erzählte. Sie befand sich in Schorin, einem Rittergute unweit des Leba-Sees, drei bis vier Meilen östlich von Stolp in Pommern. Schorin gehörte dem Baron Philipp von Stojentin, der mit Friederica von Kleist verheiratet gewesen war. Unser Dichter nannte diese Schwester, die älteste aus der zweiten Ehe des Vaters, manchmal „Fritzchen“. Sie war 1828 schon viele Jahre verstorben. Hier, im Hause des Schwagers, ließ Ulrike sich bereit finden, über ihren Bruder zu sprechen.

Mich auch der leisesten Änderung enthaltend, gestatte ich mir, einer buchstabengetreuen Wiedergabe der Handschrift einige Berichtigungen und Zusätze folgen zu lassen.<sup>3</sup>

Was mir Ulrike Kleist im Jahre 1828 in Schorin über Heinrich Kleist erzählte.

Nachdem Heinrich in Frankfurt studirt hatte ging er nach Berlin und arbeitete unter Kuhn.<sup>4</sup> Das ging eine Zeit lang recht gut, bald aber war ihm dies und das nicht recht, und er hatte schon öfter geäußert das ginge nicht, er hielte das nicht aus, und wolle eine Reise machen. Als nun eines Tages sein Vorgesetzter ihm ein langweiliges Buch von vielen Bänden mit dem Auftrage gab, es durch zulesen und ihm einen Bericht darüber zu machen, war sein Entschluß gefaßt, er wollte fort. Wohin — das wuste er selbst nicht, und schrieb mir: ich möchte nach Berlin kommen Geld mitbringen, und dann wollten wir berathen [108] wohin es gehen sollte. Derweilen meldet er sich um einen Paß, man frägt ihn wohin? — und er antwortet, nach Paris. Was wollen sie da? — studiren -antwortet er, um etwas zu sagen. Man sprach nun viel darüber, und machte sich große Erwartungen von ihm und seinen Studien in Paris. Wir reisten also ab. Zuerst bis

---

<sup>3</sup> Doppel-m und n sind stets durch überstrichene einfache Zeichen dargestellt; die Konjunktion „und“ nur „u“ geschrieben. Den im Original nur durch den Anfangsbuchstaben gegebenen Namen ist die Ergänzung in eckigen Klammern hinzugefügt worden.

<sup>4</sup> Wie in der Handschrift oft statt der Namen XXX steht, so war es auch an dieser Stelle. Hernach sind die drei Kreuze aber durchstrichen und ist von derselben Hand „Kuhn“ darüber geschrieben worden.

Dresden. Da gefiel es ihm so sehr das; er nicht fort zubringen war. Er sah die Gemälde, die Kunstwerke, und lebte nur für die Kunst. Er machte Bekandtschaft mit einem jungen Mahler Loos, der ihn rumführte, und statt wie er glaubte, Heinrich belehren zu können, verwundert da stand, und ihm zuhörte, was er über die Kunstwerke sagte. Er hielt es für unmöglich, daß ein nicht selbst Mahler so Gemälde beurtheilen, so darüber sprechen könnte. Der Mahler Loos war mit einem Fräulein v. Schlieben versprochen, die wir nebst ihrer Schwester schon früher hatten kennen gelernt, sehr liebe gute Mädchen, die mit großer Herzlichkeit an uns hingen. (Ich vermuthete daß die Briefe die kürzlich in einem Journale abgedruckt wurden an sie waren.) (Der Mahler Loos ist später mit seiner Frau nach Mailand gegangen.) [2. Seite] Wir hatten uns in Dresden eigne Pferde gekauft um damit die Reise zu machen. Diese waren schon längst angeschafft aber Heinrich konnte sich nach langen Zaudern erst spät zur Abreise entschließen. Wir gingen nun nach Leipzig. Überall machte H[einrich] schnell Bekandtschaft. So stand er hier eines Tages vor dem schwarzen Bredte, die Anzeigen zu lesen. Ein junger Mann steht neben ihm, sie kommen ins Gespräch. Es ist der Famulus des Prof: Hindenburg. Wünschen sie den Prof. H[indenburg] kennen zu lernen? fragt er ihn. — Ja gern. So führt er ihn hin, Hindenburg empfängt ihn sehr freundlich, überhäuft ihn mit Gefälligkeiten, sie gewinnen einander lieb, und Hindenburg macht sich große Erwartungen von seiner Reise nach Paris, und seinen künftigen Leistungen. Er gab ihm Empfehlungen mit, die ihm zu seinen Studien nützlich sein konnten, und abermals nach langem Zögern in Leipzig, reisen wir endlich weiter.

Wir richteten uns in Paris auf ein Jahr ein. Es gefiel aber H[einrich] das ganze französische Wesen so schlecht, daß er nicht länger als 4 Monate aushielt, und dann nach der Schweiz ging, wo er sich auf einer kleinen einsamen Insel bei Thun auf der Aar niederließ, seine Familie Schrottenstein aus zu arbeiten. Ich kehrte nach Frankfurt zurück.<sup>5</sup>

[Seite 3] Ich war kaum einige Monate von meiner Reise nach der Schweiz in Frankfurt zurück, als Pannowitz einen Brief von Heinrich aus Bern erhielt, worin er schreibt: daß er sehr krank sei, und dringend bittet ihm Geld zu schicken, und es an den D[octo]r Wittenbach<sup>6</sup> zu adressiren, im Fall es ihn nicht mehr lebend träfe, damit der D[octo]r alles damit berichtigen könne. So wie ich den Brief gelesen, ist auch mein Entschluß gefaßt selbst wieder hinzureisen, und ungesäumt nehme ich Geld auf, bestelle Postpferde und setzte mich in Begleitung eines Bedienten auf, und fahre Tag und Nacht. Ich treffe in der Schweiz viel Bewaffnete hie und da zusammen rottirt, und in eifrigem Gespräch. Ich komme nach Soloturn<sup>7</sup> verlange ein Zimmer und eilig Pferde um so schnell als möglich nach Bern zu kommen. Man sagt mir: ein Zimmer für mich könnte ich nicht bekommen, es sei das Haus zu voll. Ich werde in ein gemeinschaftlich Zimmer geführt, worin viele Officiere in verschiedenen Uniformen versammelt waren, jeder

---

<sup>5</sup> Das letzte Viertel dieser Quartseite ist unbeschrieben.

<sup>6</sup> Die ursprünglichen X X X sind wieder durchstrichen und die obigen Namen darüber geschrieben.

<sup>7</sup> Die ursprünglichen X X X sind wieder durchstrichen und die obigen Namen darüber geschrieben.

seinen Zorn auf seine Weise ausdrückend. Ich weiß nicht was das alles zu bedeuten hat, und frage einen der Officiere „kann ich wohl sicher nach Bern fahren?“ — „ich weiß nicht“ ist die Antwort. Ich frage einen Andern — bekomme auch keine genügende Antwort. Endlich erfahre ich, es sind Gefangene an die ich mich gewendet, und höre daß das Corps des General Erlach eben auf den Weg nach Bern ist, daß Bern geschlossen, und Niemand aus und ein darf. — Ich denke aber, du kehrst dich an [109] nichts, und gehst so lange als es nur möglich ist, tritt dann die Gefahr so nahe daß du nicht weiter kannst, so ist immer noch Zeit zum umkehren. Ich setzte mich ein, und fahre die ganze Straße bis Bern zwischen bewaffneten Truppen, die mich alle höflich grüßen und ohne Hinderniß durch lassen. Wie ich an die Thore von Bern komme, sind sie eben geöffnet um Zufuhr hineinzulassen, ich fahre mit [Seite 4] ein, werde am Thore examinirt, und mit der Weisung entlassen von 7 Uhr nicht mehr auf der Straße zu sein, es sei der Befehl ergangen, von 7 Uhr an jeden der auf der Straße ginge zu arrettiren. Es war aber schon 6 Uhr, wie nun gleich Heinrich finden. Ich fahre nach einem Gasthofe, frage nach dem D[occtor] - - gehe zu ihm, frage nach H[einrich]. Ja sagt der D[occtor] ich weiß nicht ob er jetzt hier ist. — So ist er also wieder gesund? — o ja gesund ist er. Mein Begleiter aus dem Gasthofe, als er den Namen Kleist hört, sagt. J. der Herr v. K[leist] ißt ja alle Mittage bei uns. — Weißt du ihn wohnen? — o ja. Nun also eilig zu ihm. Ich trete ein, Heinrich sitzt allein und arbeitet. Er schlägt die Hände über den Kopf zusammen. Ulrike! was ist das? du siehst ja aus als wärest du eben zur Thür raus gegangen und wieder rein gekommen, (ich hatte die selben Reisekleider an, in denen ich mich vor wenig Monaten von ihm getrennt hatte und dieses eben so aussehen, beschäftigte ihn in den ersten Augenblick am meisten. Du bist also wieder gesund? — o ja wie du siehst. — Nun dann komm nur gleich mit nach dem Gasthofe, ich habe schon Zimmer für uns bestellt, und nach 7 dürfen wir uns nicht mehr auf der Straße zeigen. — Ja mit gehen kann ich nicht, ich habe noch einigen jungen Männern versprochen ihnen beizustehen, sie wollen Bern vertheidigen wenn General Erlach kömmt. — Ach laß sie nur sich allein vertheidigen, jetzt kömmt du gleich mit mir. So zog ich ihn mit zu meiner Wohnung. Durch mich erfuhr man nun in Bern, wie weit General Erlach sei, und mit wie starker Begleitung er komme.<sup>8</sup>

[Seite 5] Nachdem es in Bern wieder etwas ruhiger geworden war, wünschte Heinrich daß ich möchte seine liebe Ahr Insel kennen lernen. Wir brachten mehrere Tage dort zu, machten kleine Flußreisen am jenseitigen Ufer, und kehrten immer wieder nach unserer Insel zurück.

Heinrichs Wunsch war nun, nach Wien zu gehen, wir wollten über Neuf-chatel, die Pässe waren besorgt und der Tag unserer Abreise bestimmt.

Es war zu dieser Zeit sehr unruhig in Bern. Die neue Regierung gab viel Anlässe zu Unzufriedenheit; es wurden die alten Beamten abgesetzt, und viele, die ihre Meinung laut aussprachen, wurden verwiesen. Der junge Wieland, Heinrichs Freund, war ein unruhiger Kopf mit satyrischer Zunge. Er hatte bei der vorigen Regierung einen Posten bekleidet, und äußerte sich bei vieler Gelegenheit unvorsichtig.

---

<sup>8</sup> Es folgen auf der Seite noch zwei Zeilen, die aber durchstrichen sind. Da es gelang, sie zu lesen, gebe ich sie an dieser Stelle: „Wieland der sich sehr für Heinrich interessirte hatte ihn lange dringend gebeten zu ihm zu kommen, sobald sichs thun ließ reisten wir dorthin ab.“

Eines Tages, kurz vor unserer Abreise<sup>9</sup> kömmt Heinrich nach Haus, und sagt: Hör Ulrike wir können nicht nach Wien, Wieland ist nach X X X verwiesen, er hat keine Mittel, wir können ihn nicht in Stich lassen, wir wollen also heute noch dahin abreisen. Wieland war nun aber fort gegangen, und kein Mensch wuste ihn zu finden. Ich ging gleich zur Gessner (seiner Schwester), sagte ihr: sie möchte von seinen Sachen zusammen suchen was sie glaubte daß er brauchen würde, und möchte mir sie gleich schicken, ich bestellte den Fuhrmann, ließ aufpacken, und in 2 Stunden war alles zur Reise fertig, Wieland kam, wir setzten uns ein, und Heinrich war außer sich vor Freude, daß die Regierung nun nicht wissen würde ob Wieland gegangen [Seite 6] wäre weil er muß, oder weil er will.

[110] Obgleich unsere Pässe zu einer ganz anderen Straße genommen waren mußten wir nun mit Wieland nach X X X. Da W[ieland] gar kein Geld hatte beschloß Heinrich ihn von da nach Jena zu seinem Vater zu bringen. Auch freute er sich sehr des alten Wieland persönliche Bekandtschaft zu machen. Der Sohn hatte ihm schon öfter von Heinrichs Arbeiten geschickt, durch die er H[einrich] sehr lieb geworden<sup>10</sup> hatte und beide standen in dem freundschaftlichsten Briefwechsel.

In Erfurt fand Wieland eine alte Jugendbekandte, die ihn sehr zu redete dort zu bleiben. Heinrich war darüber böß, daß er nun nicht zu seinem Vater wollte, und also dadurch der Plan ganz scheiterte, eine Zeitlang bei ihm zu leben. Endlich entschloß er sich nach vielem zu reden doch noch allein hinzu gehen, und ich kehrte nach Frankfurt zurück.<sup>11</sup>

[Seite 7] Sehr froh endlich Heinrich aus der Schweiz raus zu haben, trenne ich mich von ihm mit dem beruhigenden Gedanken, ihn nun bei Wieland zu wissen der ihn sehr liebte und väterlich für ihn sorgte, 6 Monat blieb er bei ihm und arbeitete fleißig, da verläßt er ihn, geht nach Dresden, dann nach Leipzig, wieder zu Hindenburg<sup>12</sup> um Collegia zu hören. Unterdessen kömmt aber Pfuhl nach Leipzig und beredet ihn, mit ihm wieder nach der Schweiz zu gehen. Er willigt schnell ein, und schreibt mir: er wünschte mich vor seiner Abreise noch zu sehen, ich möchte doch nach Dresden oder Leipzig kommen und ihm Reisegeld mitbringen. Was war zu thun, ich setze mich auf und reise nach Dresden. Finde ihn ganz vergnügt über die Aussicht mit seinem lieben Pfuhl so lange zusammen sein zu können, welches Glück er gar nicht hoch genug anschlagen konnte, und so geht er abermals nach der Schweiz. Eines Tages in einem Gasthofe in der Schweiz, wo sie in ihrem Zimmer laut sprechen, hören sie im Nebenzimmer plötzlich ihre Namen rufen. Es waren Herr und Fr. v. Werdeck die ihre Stimmen erkannten, voller Freude sich da wieder zu sehen, lassen sie sich leicht bereden Werdecks nach Paris zu

---

<sup>9</sup> aus: „Abfahrt“.

<sup>10</sup> steht im Original.

<sup>11</sup> Hier folgt eine Lücke von einer Drittelseite.

<sup>12</sup> Nach „Hindenburg“ ist von derselben Hand „n. b.“ über die Zeile gesetzt, desgleichen an den linken Rand der Seite mit folgendem Zusatz, der quer über das Blatt geht: „n. B. Hindenburg empfängt ihn mit den Worten: So haben Sie also auch nichts anders gethan als sind rum gereist wie alle Andern?“

begleiten und richtig kehrt er auch nach dem kürzlich erst verlassenen<sup>13</sup> Paris zurück daß ihm damals so zuwieder war, daß er statt ein Jahr dazu bleiben nicht länger als 4 Monate zu halten war. Eine zeitlang sind sie ganz vergnügt mit einander. Eines Tages aber kömmt Heinrich mit Pfuhl über eine Kleinigkeit in Streit, H[einrich] wird so heftig daß er aufsteht und fortgeht. Es vergeht eine Stunde nach der andern, ein Tag nach dem andern — er kömmt nicht wieder. Werdeks und Pfuhl in der größten Angst zeigen es bei der Polizei und bei der Gesandtschaft an, es werden überall Nachsuchungen gehalten, keine Spur von ihm. In Paris ist ein Platz, wo alle Verunglückte [Seite 8] die man nicht kennt hingelegt werden, nach diesem Schreckensort fahren sie täglich hin, ihn hier unter den Leichen zu suchen. Nach längerer Zeit bekömmt der preußische Gesandte einen Brief von ihm aus X X X worin er ihn um die Erlaubniß bittet mit den Franzosen die Landung in England zu unternehmen — der Gesandte schickt diesen Brief sogleich an den König, der ihn sehr ungnädig aufnimmt, und der Gesandte schreibt an H[einrich] er solle augenblicklich nach Paris zurückkehren. Er kömmt, laßt sich Pässe geben und geht nach Mainz. Hier geht er zum Doctor Wedekind eilten berühmten Arzt, klagt ihm er sei krank, und bittet, ihn in die Kuhr zu nehmen. Wedekind gewinnt ihn gleich so lieb, daß er ihn bittet bei ihm im Hause zu bleiben, dann wolle er ihn genauer beobachten, jetzt wisse er nicht [111] was er couriren solle. Er bleibt längere Zeit bei Wedekind, und dieser räth ihm Thätigkeit, das sei seines Bedünkens alles was ihm fehle. „Wollen Sie in Coblenz angestellt sein?, fragt er, da kann ich ihnen behülflich sein.“ — „Ach ja mir ist alles gleich. — So geht er mit einem Empfehlungsbrief zu X X X. Wird auch hier wieder sehr freundlich empfangen, zu Tisch geladen und in kurzen sind der Präsident und er befreundet. Er fragt H[einrich] in welch Fach er eigentlich angestellt sein möchte — ja das war ihm gleich. Bei genauerer Bekandtschaft räth ihm der P[räsident] aber in sein Vaterland zurück zu kehren, dort Anstellung zu suchen. Das war nun aber der schwerste Schritt, er hatte bei seiner ersten Abreise nach Paris große Erwartungen erregt, nun sollte er zurückkommen und keine erfüllt haben, das war ihm sehr schmerzlich. Doch überwand er sich, und kam nach Frankfurt. Nun sollte ich mit ihm nach Berlin, wir reisten ab, und er wurde über alle Erwartung freundlich und zuvorkommend empfangen. [Seite 9] Leopold war damals erst kürzlich verheirathet und lebte in Potsdam, es wurde Kleist gerathen, da der König sich da aufhielt auch dahin zu gehen. Wir lebten dort bis nach Neujahr, aber ohne daß H[einrich] auch nur das aller geringste zu seiner Anstellung gethan hätte. Der jetzige Minister Altenstein gewann ihn lieb, und handelte für ihn. Eines Tages nahm er ihn in seinen Wagen fuhr mit ihm zu Hardenberg und sagte E[xcellenz] hier stelle ich Ihnen einen jungen Mann vor, wie ihn das Vaterland braucht, lernen Sie ihn kennen, und geben sie ihm eine Anstellung. Hardenberg ließ ihm ins Altensteinsche Bureau arbeiten, und H[einrich] arbeitete mit großem Fleiße. Einst sagte er zu A[ltenstein] schicken sie mir nur recht viel, darauf erwiederte A[ltenstein], ich will ihnen so viel schicken daß sie nicht sollen fertig werden — das wollen wir sehen, — und so arbeitet er 8 Tage und Nächte ununterbrochen, so daß A[ltenstein] nicht im Stande ist so viel durch zu sehen.

Da nun H[einrich] aber doch noch zu dieser Art arbeiten die Kentnisse fehlten, so schlug ihm der M[inister] H[ardenberg] vor, erst noch ein Jahr nach Königsberg zu gehen dort Kameral Wissenschaft bei Krause zu hören, und daneben beim Präsident Auerswald zu

---

<sup>13</sup> Es folgte noch über der Zeile „ihm so zuwiedern“, das aber gestrichen wurde.

arbeiten. Wollen Sie aber gleich eine Anstellung wo sie sich an 1200 Rth. stehen so sollen sie die haben, wünschen Sie aber eine größere Carriere zu machen, so müssen sie diese Studien erst machen, und dann sollen sie Diäten bekommen. So bekam er beinahe 600 Rth. Wartegeld, von der Königin hatte er jährlich 60 Louisdor.

In Thun in der Schweiz hatte er einen Kasten mit Sachen zurück gelassen, er schrieb dem Wirthe ihn ihm zu schicken. Der Kasten kam, begleitet von einem sehr herzlichen Briefe, worin [Seite 10] sein ehemaliger Wirth ihm schreibt: er hätte in seiner Komode sein sehr ähnliches Bild gefunden, sie hätten alle große Freude darüber gehabt, und könnten sich nicht entschließen sich davon zu trennen, sie würden es noch behalten, und wenn er nicht darauf antwortete würden sie es als Erlaubniß ansehen es dort zu behalten. So ist das Bild noch immer in Thun, man weiß aber den Namen des Wirthes nicht.)

Heinrich hörte nun bei Prof. Krause in Königsberg Cameral-Wissenschaft, und arbeitete bei dem Präsidenten von Auerswald ein Jahr lang. Der Minister schrieb ihm: 1806, da durch die unglückliche Schlacht bei Jena die Aussicht ihn in Anspach anzustellen verlohren sei, möge er noch eine zeitlang in Königsberg bleiben. Ich ging nach Schorin. Heinrich blieb noch 1/2 Jahr, und kam dann in Begleitung von Pfuhl und 2 andern gefangenen Officieren mich dort abzuholen. Ich zog aber vor in Schorin zu bleiben und ließ sie allein reisen. Pfuhl trennte sich von ihnen ehe sie nach Berlin kamen, die drei kommen an, wollen ihre Pässe unterschrieben haben werden arrettirt und nach Frankreich transportirt, ohne ihnen die geringste Veranlassung zu nennen. Ich bekomme mehrere Briefe mit einem male, die alle nur von Heinrichs Arrettirung handeln. Ich setze mich auf, reise nach Berlin, gehe zu den französischen Behörden und ruhe nicht eher bis ich Heinrich frei gesprochen weiß. Er bekömmt die Weisung nach Berlin zurück zu [112] kehren. Die Reise hatte ihm viel gekostet, er kömmt, stellt sich vor die Behörde, man fragt ihn,,: haben Sie Forderungen zu machen, — keine, als die frühern als ich arrettirt wurde, meinen Paß zu unterschreiben. So war er frei, und ging nun nach Dresden wo er Adam Müller kennen [Seite 11] lernte, und mit ihm den Phöbus herausgab. Später mißtraute er Müllers Character und trennte sich von ihm. Auch that er alles mögliche das Hasansche Ehepaar wieder zu vereinigen, und es soll deshalb zwischen ihnen zu sehr ernsthaften Auftritten gekommen sein.

1809 wollte Heinrich nach Wien um seine Herrmansschlacht dort aufführen zu lassen, dicht vor Wien erfährt er daß seit 1/4 Stunde die Franzosen eingerückt sind. — Er kehrte um, und ging nach Prag wo er eine Flugschrift heraus gab, die von großer Wirkung gewesen sein soll.

Was sich auch gegen die Form dieser Mitteilungen vorbringen ließe, es zielt sie der Reiz des gesprochenen Wortes; die zwangslose Unmittelbarkeit vertrauter Unterhaltung weht aus ihnen entgegen. Sie sind der schlichte Ausdruck einer starken Seele, die mit reiner Natürlichkeit vornehme Gesinnung in sich vereinigt. Ulrikes Wirklichkeitssinn, der klare Blick für die Forderungen des täglichen Lebens, ist in ihnen so ausgeprägt, daß dies für die Echtheit ihrer Nachrichten bürgt. Wenn Kleist das gegenseitige Verhältnis beider Geschwister zueinander nicht besser als unter der Wechselwirkung von „Körper und Seele" versinnbildlichen konnte, so hat die Schwester, diesen Ausspruch bestätigend, sich hier in ihrer Weise über Heinrich geäußert und uns, obwohl sie nur den Menschen schilderte und schildern wollte, dadurch auch den Dichter näher gebracht.

Zunächst „erzählte“ Ulrike von Kleist von der Beamtenlaufbahn ihres Bruders, ohne der mancherlei Schwierigkeiten zu gedenken, unter denen sie angetreten und durchlaufen wurde. Familiensitte hatte Heinrich von Kleist zum Soldaten bestimmt und ihm demgemäß Standeserziehung, nicht allgemeine Menschenbildung angedeihen lassen. Dieser Mangel, den die Anschauung des Zeitalters verschuldete, zog spätere Irrungen nach sich.

Obgleich Kleist sich schon als neunjähriger Knabe den Gedanken angeeignet hatte, daß „Vervollkommnung der Zweck der Schöpfung wäre“, wurde ihm doch kein Entscheidungsrecht bei der Wahl seines Berufes eingeräumt. Er kam zum Regiment, bevor seine Anlagen Neigungen in ihm gezeitigt hatten und ehe diese ihn seine Bestimmung ahnen ließen. Die Forderungen seines Standes erfüllte er anfangs um so leichter, je mehr er ihm in den ersten Jahren Abwechslung und damit seinem Geiste Nahrung und Beschäftigung bot. Als aber an Stelle des erfrischenden und beweglichen Kriegslebens der eintönige Garnisondienst trat, als der Reiz des zerstreuen Wechsels versiegte, drängten die dunklen Triebe der eigenen Brust hervor. Die empfangenen Eindrücke nährten die wachsende Kraft und erregten einen Wissensdurst, der sich stetig steigerte und den zu befriedigen, ihn seine soldatischen Pflichten unaufhörlich hinderten. Als [113] der Vogel die Schwingen zu rühren begann, fühlte er die Gitter seines Käfigs. So entspann sich ein Widerstreit, den sich nutzbar zu machen, nur ein fertiger Charakter verstanden hätte.

Heinrich von Kleist wollte glücklich sein. Er suchte die Bedingungen, welche ihm gestatteten, seine ganze Eigenart, noch ehe er sie klar erkannt hatte, voll zu entfalten, seine Individualität auszuleben. Als Glück bezeichnete er „die vollen und überschwenglichen Genüsse, die in dem erfreulichen Anschauen der moralischen Schönheit unseres eigenen Wesens liegen“. Er hoffte dieser Genüsse durch eine möglichst vollkommene harmonische Ausbildung aller seiner geistigen und körperlichen Kräfte teilhaftig zu werden. Sein unaufhörliches Streben ging, wie er es später einmal so einfach bedeutungsschwer ausdrückte, dahin, „Alles in sich immer in Einheit zu bringen und zu erhalten“. Solches erheischend, erbat er den Abschied und wurde Student.

Ungern nur gab sein Vormund dies zu, und ebenso widerwillig fügte sich seine Familie. Was beide Teile nicht eingehen ließ auf die Pläne des Jünglings war mehr liebevolle Sorge um die Zukunft Heinrichs als verständnisunfähige Beschränktheit. Sie vermochten nicht zu ermessen, wieviel an diesen Wünschen jugendliche Schwärmerei und wieviel unwiderstehlicher innerer Drang, wieviel kurzlebige Begeisterung und wieviel Äußerung einer unversiegbaren Lebenskraft sei. Allerdings wußten seine Angehörigen sich nichts rechtes dabei zu denken, wenn Kleist ihnen sagte, er wolle sich „für das Allgemeine, für das Leben bilden“. Ihnen war Leben und vornehmer Erwerb gleichbedeutend. Aber auch diese Anschauung war mehr die Folge äußerer Verhältnisse als natürlicher Anlage. Sie mußten um ihres bescheidenen Besitzes willen eine standesgemäße Versorgung als Grundlage, wenn nicht als Gipfel allen Glückes ansehen. Hatte Heinrich von Kleists Neigung zuerst einen Kampf gegen lästige und einengende Pflichten zu bestehen gehabt, so standen ihr jetzt neben Klassenvorurteilen eine hausbackene Lebenserfahrung, eine kleinliche Lebensklugheit gegenüber. Da ungestüme Leidenschaft die Gegensätze nicht ausgleichen konnte, bemühte sich Ulrike hingebend, auf beiden Seiten die hochgehenden Wogen zu glätten. Der Schwester Anteilnahme an seinen Bestrebungen, ihr Eingehen auf seine Ideen und ihre Bundesgenossenschaft im häuslichen Zwiespalt erfreute unsern Dichter und ermutigte ihn, auf der betretenen Bahn fortzuschreiten. Ihrer klugen Vermittlung hatte er es zu danken, wenn man ihn schließlich gewähren ließ.

Als Ulrike im Sommer 1799 für einige Zeit verreiste, gestaltete sich während ihrer Abwesenheit



Heinrichs Lage wieder unerquicklicher. Das frühere Dairenreden begann von neuem. Nun „suchte“ er die Schwester und sah sich zuweilen „in einem heftigen Streite mit [114] vielen Gegnern“ um, ob nicht sie, „Eine unter allen“, ihm „Beifall zulächle“. Sicherlich bewog ihn das Gefühl des Verlassenseins, einen regeren Verkehr mit der Familie des Nachbarn anzubahnen. Als Kleist in Wilhelmine von Zenge ein Mädchen gefunden hatte, das sich bemühte, dem Sehnen seiner Seele Interesse zu bezeigen, pochte die Liebe an sein Herz. Mit der Erwählten gemeinsam wollte er von jetzt an seinem schönen Ziele zusteuern, wollte suchend und ausbreitend im eigenen Hause Bildung mitteilen und empfangen. Wenn er auch seinem Lebensplane treu blieb, ja glaubte, sich ihm nun noch sicherer und erfolgreicher widmen zu können, so wurden ihm doch durch seine Verlobung Zugeständnisse an die Seinigen abge-nötigt. Sie zwang Kleist, ein Amt zu erstreben. Dieser Schritt wurde um so dringlicher, als auch Wilhelmines Eltern betonten, daß die Gründung eines Hausstandes nur durch eine Anstellung des Bräutigams zu ermöglichen sei. Was er sich zur Förderung gestalten wollte, verkehrte sich in das Gegenteil. Kleist aber traute sich die Kraft zu, allen Widerstand zu besiegen.

„Sie wissen,“ hieß es im ersten Briefe an die Braut, „daß ich bereits entschlossen bin, mich für ein Amt zu bilden; aber noch bin ich nicht entschieden, für welches Amt ich mich bilden soll.“ Am „fünffachen Scheidewege“ erschien ihm der Dozentenberuf zwar ehrenvoll, aber nicht glänzend. Da sich von ihm nur „als Weltbürger“, nicht aber „als Bürger des Staates“ „weiter schreiten“ ließ, kam er für ihn unter den augenblicklichen Verhältnissen kaum in Betracht. Mit mehr Wärme gedachte er des Studiums der Ökonomie. Wenn es ihn die „wichtige“, die „große Kunst“ lehre, „mit geringen Kräften große Wirkungen hervorzubringen,“ so würde er glücklich sein, könnte als „freier Mensch“ sein ganzes Leben „seinem höchsten Ziele“, der Bildung und der Liebe weihen — wenn!

Daß Heinrich von Kleist das „Finanzfach“ mit einigem Wohlwollen in Erwägung zog, hatte nicht darin seinen Grund, daß es seiner Neigung entsprach, sondern darin, daß ihm der Eintritt in dasselbe sehr erleichtert wurde. „Das wäre etwas,“ meinte er, „wenn mir auch gleich der Klang rollender Münzen eben nicht lieb und angenehm ist, so sei es dennoch!“ Bis zum 14. August 1800, also bis gegen den Schluß des Sommer-Semesters, weilte er ohne Unterbrechung in Frankfurt an der Oder.<sup>14</sup> Ob er bis zu dieser Zeit die Vorlesungen besuchte, bleibt ungewiß. Gewiß ist, daß er nicht müßig [115] war. Vielfache Debatten und ein „ununterbrochenes Schreiben“ kürzten die Wochen. Die Geister gerieten zweifelsohne hart aneinander; denn beim Abschiede flossen Tränen; die Zurückbleibenden konnten sich einer beängstigenden Unruhe nicht erwehren, und die ganze Familie „fürchtete“, Kleist „würde nie wieder nach Frankfurt zurückkehren“. Die Mehrheit hatte zwar ihre Meinung durchgesetzt, freute sich aber dieses Erfolges nicht. Der Dichter zwängte sich in ein Amt, und was er einmal entrüstet von sich gewiesen hatte, „auf Konnexionen zu rechnen“, auch das nahm er hin; denn daß das Ergebnis des erwähnten Schriftwechsels schwerlich ein anderes war, als die Erneuerung früherer Bekanntschaften, geht aus Ulrikes „Erzählung“ hervor.

Es war bekannt, daß Heinrich von Kleist unter dem ebenso streng rechtlichen wie feingebildeten

---

<sup>14</sup> Der vierte in Kobersteins Reihenfolge der Briefe an Ulrike widerspricht dieser meiner Behauptung nicht. Daß er aus dem Herbst 1800 datiert und dem 8. Briefe in Kobersteins Anordnung zu folgen hat, ist schon von Walter Bormann dargetan worden. („Unsere Zeit“ 1886, S. 558. Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 6. Februar 1887.)

und vielgewandten Minister Karl Gustav von Struensee, dem Chef des Accise- und Zolldepartements, gearbeitet hat. Dadurch aber, daß Ulrike Kunth als den unmittelbaren Vorgesetzten ihres Bruders bezeichnete, erhalten wir ein schärferes Bild von dieser Beschäftigung. Es ist von keinem geringeren als Gottlob Johann Christian Kunth die Rede, von Kunth dem vertrauten Freunde des Freiherrn von Stein, von Kunth dem musterhaften Beamten und treuen Arbeiter, der sich um die Entwicklung der preußischen Industrie und der Handelsgesetzgebung große Verdienste erworben hat.

Gottlob Kunth war Hofmeister Wilhelms und Alexanders von Humboldt gewesen. Als solcher hatte er seine Zöglinge auf die Universität begleitet. Da für das erste akademische Semester der Brüder, den Winter 1787 zu 1788, Frankfurt an der Oder gewählt worden war, dürfte Kunth auch der Familie von Kleist seine Aufwartung gemacht haben. Hatte er doch, nach eigenen Äußerungen, während seiner „Scholarenzeit“ im Pädagogium zu Halle „die Abendstunden vorzüglich zum Lesen von Dichterwerken“ benutzt und unter denen, die ihn besonders angezogen, neben Klopstock und Wieland auch Ewald von Kleist aufgeführt. Vielleicht bewog ihn schon die Erinnerung an jene Weihestunden nun in Frankfurt, wo ihn ein Denkmal an den „Sänger des Frühlings“ mahnte, die Verwandten seines Lieblingsdichters aufzusuchen. Auch ohne dies wird es fast zur Gewißheit, daß Kunth zu Kleists in Beziehung kam. Frau von Humboldt bestimmte nämlich die Viadrina nicht nur wegen der Nähe Frankfurts bei Berlin zur Bildungsstätte ihrer Söhne, sondern weil hier Josias Löffler als Professor und geistlicher Inspektor wirkte. Löffler hatte in seinem früheren Amte als Feldprediger des Regiments Gensdarmes in Berlin die beiden Brüder unterrichtet. Deshalb wohnten sie nun mit ihrem Erzieher Kunth in seinem Hause.

[116] Löfflers Haus aber stieß unmittelbar an das der Familie von Kleist; eine Begegnung war also kaum zu umgehen.

Seit dem Februar 1789 war Kunth bei dem Manufaktur- und Kommerzialkollegium angestellt. Seiner hervorragenden physikalischen Kenntnisse wegen, und weil er mit der technologischen Seite seines Faches sehr vertraut war, wurde er bald zum Direktor der technischen Deputation ernannt. Heinrich von Kleist hatte sich nur ungern zu einem Amte entschlossen. Allen Vorschlägen von Seiten der Seinen hielt er entgegen, sie widerstrebten seiner Neigung. Da er mit großem Eifer Physik und Mathematik studiert hatte, erstrebte seine Familie nicht zuletzt um deswillen eine Beschäftigung in Kunths Ressort. Mit dem Studium der Mathematik hatte auch der Minister von Struensee seine Laufbahn begründet. Unter diesen Führern durfte Kleist somit hoffen, seine Kenntnisse am besten verwerten und seiner Neigung am meisten Rechnung tragen zu können. Es kam noch ein drittes hinzu. Als er schon im Amte war, schrieb er einmal seiner Schwester: „Die Reise“ — er meinte Informationsreisen — „war das einzige, das mich reizen konnte, so lange ich davon noch nicht genau unterrichtet war.“ Daß alle diese vermeintlichen Vorzüge täuschen würden, ahnte er nicht, und als diese Lichtblicke sich als trügerisch erwiesen, kam es zuförderst daher, daß Kleist sie aus einer Ferne gewahrte, aus der sie zu schnell unter seinen Horizont hinab-sanken. Fürs nächste machte er seine Einwilligung von der Bedingung abhängig, daß man ihm „eine Reise ohne angegebenen Zweck“ ermögliche. Nachdem diese zugestanden war, ging er am 14. August 1800 nach Berlin.

Als Kleist am folgenden Tage erfuhr, daß der Minister nicht früher als in etwa vierzehn Tagen zu sprechen sei, benutzte der Dichter diese Pause, um die Vorbereitungen zu seiner Fahrt zu treffen. Er begab sich nach Pommern, wo er in Louis Brockes einen „älteren, weisen Freund“ fand, dessen Rates er bedurfte, „um die zweckmäßigsten Mittel nicht zu verfehlen“. In seiner Begleitung kehrte er nach Berlin zurück, stellte sich am 28. August dem Minister vor und erhielt

die Zusicherung der Anstellung, sich damit „auf jeden Fall den Rückzug“ sichernd. Da er wiederholt versprach, die Reise bestimmt „vor dem 1. November“ beendet zu haben, war dieses Datum wohl als Tag des Amtsantrittes vereinbart worden.

Die beiden Freunde traten ihre geheimnisvolle Wanderung an. Noch am 20. August wußte Kleist nicht gewiß, wohin es gehen sollte. Nach mehrfachem Schwanken ergab sich Würzburg als Ziel des Weges. Daß Ulrike über diese Fahrt nichts „erzählte“, dürfte kaum verwunderlich erscheinen. Einmal wußte sie darüber nicht mehr, als Heinrich in seinen Briefen ihr mitzuteilen für gut befunden hatte, [117] zum andern drang sie trotz ihres gegenseitig vertrauten Verkehrs nicht so tief in das Wesen des Bruders ein, erfaßte und beurteilte seine Eigenart nicht so klar und scharf, daß sie den Zweck zu erschließen im stande gewesen wäre. Und doch scheint er mir erkennbar, wenn man die geschilderten äußeren Umstände und inneren Vorgänge sich vergegenwärtigt, ohne außer acht zu lassen, was von späteren Äußerungen Kleists auf diese Reise bezogen werden muß.

Heinrich von Kleist war zu einem Amte gedrängt worden, man hatte ihn mehr überredet als überzeugt. Er konnte des peinlichen Gefühls nicht Herr werden, daß er von einer Mehrheit überstimmt, nicht einem freien Entschlusse gefolgt war. Was er einmal als zum Glück unumgänglich bezeichnet hatte, „das Gefühl seiner durch alle Augenblicke des Lebens . . . gegen tausend Anfechtungen . . . standhaft behaupteten Würde,“ dies Gefühl war ihm nicht geblieben. Die Gründe aller derer, die ihm zu einem Amte rieten, und von denen er im Innersten wußte, daß sie sein Bestes wollten, hatten ihn wankend gemacht, ob er allein durch Bildung glücklich werden möchte. Die Erfahrungen so vieler ehrenhafter, von ihm geliebter Menschen, die alle, zum Teil schon ein langes Leben hindurch, ihren Platz redlich in der Welt ausfüllten, ließen unsern Dichter zweifeln daran, daß seine Ideale das Rechte seien. Damit verloren Fleiß und Streben die erhebende Wirkung für sein Gemüt. „Die Zufriedenheit seiner selbst, das Bewußtsein guter Handlungen“ fehlte ihm. Dies Unbehagen trieb ihn aus dem Kreise der Seinen. All der Vorstellungen und Ratschläge, der Wünsche und Mahnungen seiner Familie und der seiner Braut wollte er ledig sein. Kleist mußte allen Einflüssen entfliehen, um sich selbst wieder zu finden, um Klarheit über den Wert seiner Ziele, um ruhige Sicherheit zum Handeln und Freiheit zur Selbstbestimmung zu erlangen. Deshalb auch durfte Ulrike ihn nicht begleiten. In ihr wäre ihm ein Teil der heimatlichen Plage in der freundlichsten Gestalt gefolgt. Die Verhältnisse der letzten Wochen waren ihm so unerträglich, daß er sich nicht schnell genug davon losmachen konnte. So erklärt sich die Eile, mit der er zeitlich und räumlich sich ihnen entrückte. Während dieser ganzen Zeit trat das Interesse für seine Schwester etwas in den Hintergrund. Der Zweck der Reise erforderte es, daß Kleist die Eigenart Wilhelmine von Zenges sich vergegenwärtigte, und daß er sich klar werde, wie er die Geliebte, ihr und sich zur Förderung, in den Plan seines Lebens einordne. Der „Gedanke dieses Planes“ aber, über den er „schon lange, lange gebrütet hatte“, wie er die Braut am 21. August 1800 wissen ließ, stand keineswegs endgiltig fest, sondern beschäftigte ihn unausgesetzt. Er war andauernd Gegenstand emsigster Beratung, gewissenhaftesten Erwägens. „Ich führe ein Tagebuch, in welchem ich meinen Plan täglich ausbilde und [118] verbessere,“ offenbarte er seiner Erwählten gleichzeitig und fügte, sie über den Wert seiner brieflichen Bekenntnisse auch für dieses Tagebuch unterweisend, hinzu: „Da müßte ich mich denn zuweilen wiederholen, wenn ich die Geschichte des Tages darin aufzeichnen sollte, die ich Dir schon mitgeteilt habe. Ich werde also dieses ein für allemal darin auslassen, und die Lücken einst aus meinen Briefen an Dich ergänzen.“

Wie schon erwähnt, sollte der Rat seines Freundes Brockes ihn vor einem Mißgriff bewahren, eines Freundes, der, „ein wenig poetisch erzogen“, „den Verstand kalt und nur das Herz wirkend

und schaffend nannte", dem „die Ausbildung seines Herzens" das wichtigste Geschäft war, und der die charakteristische Frage: „Kann etwas geraten, was man nicht con amore treibt?" wie Kleist verneint wissen wollte.

Auf der Fahrt forderte das täglich Neue die Aufmerksamkeit Kleists und störte sein selbstquälerisches Grübeln. Die Änderung der Lebensweise lenkte ihn von dem gewohnten Gedankengange ab. Der Wechsel übte eine heilsame Wirkung, er beseitigte die Sorge und beruhigte die Zweifel, so daß Heinrich von Kleist noch unterwegs schon schreiben konnte: „Laß mich nur ruhig meinem Ziele entgegen gehen, Wilhelmine. Ich wandle auf einem guten Wege, das fühle ich an meinem heitern Selbstbewußtsein, an der Zufriedenheit, die mir das Innere durchwärmt . . . . Wie würde ich die schöne Natur, die mich jetzt umgibt, so froh und ruhig genießen können? . . . . Das letzte ist entscheidend. Einsamkeit in der offenen Natur, das ist der Prüfstein des Gewissens . . . . Der erste Blick flog in die weile Natur, der zweite schlüpfte heimlich in unser innerstes Bewußtsein. Finden wir uns selbst häßlich, uns allein in diesem Ideale von Schönheit, dann ist es vorbei mit der Ruhe, und weg ist Freude und Genuß. Da drückt es uns die Brust zusammen, wir können das Hohe und Göttliche nicht fassen und wandeln stumpf und sinnlos wie Sklaven durch die Paläste ihrer Herren . . . . wir stürzen uns in das Gewühl der Menschen, um uns selbst unter der Menge zu verlieren." Kleist fühlte sich als ein Glied der ihn umgebenden Natur. Durch seinen Bildungsgang daran gewöhnt, alle Vorgänge in ihr aus ein gesetzmäßiges Walten zurückzuführen, zu wissen, daß jedes Wesen den Zweck seines Daseins in sich trägt, tröstete ihn die Erkenntnis, ein Kind der Allmutter Natur zu sein. Das durch sie in seinem Ich verkörperte Gesetz wollte er erfüllen, es in voller Reinheit zur Erscheinung bringen. Darum „sprach" er mit der Natur, „zwang" sie, ihm „auf seine Fragen zu antworten", ihm zu offenbaren „was recht ist und edel und gut und schön". Niemals konnte er später „ohne Freude an den Augenblick in Würzburg [119] denken, wo er zum erstenmale auf den Gedanken kam, auf diese Art bei der großen Lehrmeisterin Natur in die Schule zu gehen". Auf der Heiterkeit seines Gemütes, der Ruhe seines Gewissens und dem Bewußtsein der Reinheit seiner Absichten gründete sich die Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg.

Das seelische Gleichgewicht gab Kleist die Gewißheit wieder, daß er auf dem rechten Wege sei, daß seine bisherigen Schritte der Eigenart seines Wesens entsprochen und ihn dem Ziele genähert hätte, das ihm vom Schöpfer vorgezeichnet war. Strenge Selbstprüfung führte ihn auf den Pfad der Bildung zurück und bestärkte ihn in seinem Streben nach geistiger Vervollkommnung. Eine briefliche Äußerung vom 22. März 1801 spiegelt die Empfindung wieder, mit welcher er diese seine Bestimmung erfaßte: „Ich weiß nicht, liebe Wilhelmine, ob Du diese zwei Gedanken: Wahrheit und Bildung, mit einer solchen Heiligkeit denken kannst, als ich . . . . Mir waren sie so heilig, daß ich diesen beiden Zwecken, Wahrheit zu sammeln und Bildung mir zu erwerben, die kostbarsten Opfer brachte — Du kennst sie." Bezieht man auch dies Bekenntnis auf die Würzburger Reise, und ich wüßte nicht, worauf sonst man es beziehen sollte, so trägt es sehr wesentlich bei zu einer zwanglosen Lösung des vielgedeuteten Geheimnisses.

Des Dichters Sinnen und seine Anstrengung, sein Sehnen und seine Kraft galt also noch demselben Ziele: durch Bildung glücklich zu werden, in fortschreitender Bildung glücklich zu sein. So wird das Schwanken zwischen Wien, Straßburg und Würzburg, drei Universitätsstädten, verständlich. Von Wien sahen die Reisenden auf den Rat des englischen Gesandten in Dresden ab. Die Wahl zwischen Straßburg und Würzburg wurde dem Anscheine nach in Bayreuth entschieden. Vermutlich zwang eine Erkrankung Kleists, das nähere Würzburg dem entlegenen Straßburg vorzuziehen. Als die Freunde hernach ihren Zweck erreicht glaubten,

wurde eine Reise ins Elsaß überflüssig. Nachdem sie „so ziemlich Alles gesehen" hatten, was es in Würzburg zu sehen gab, hielten sie sich viel zu Hause und lasen und schrieben, wobei die aus Frankfurt mitgenommenen „wissenschaftlichen Bücher", unter denen sich seine „Schrift über die kantische Philosophie" befand, Kleist zustatten kamen.

Wenige Tage nach seiner Ankunft in Würzburg — am 16. September 1800 — schrieb er der Braut: „Ueber die Bestimmung unseres ewigen Daseins nachzudenken . . . ist . . . unfruchtbar und verderblich . . . Die Bestimmung unseres irdischen Daseins . . . können wir . . . herausfinden und diese zu erfüllen, das kann . . . die Gottheit . . . mit Recht von uns fordern . . . Ich schränke mich daher mit meiner Thätigkeit ganz für dieses Erdenleben ein.

[120] Ich will mich nicht um meine Bestimmung nach dem Tode kümmern, aus Furcht darüber meine Bestimmung für dieses Leben zu vernachlässigen . . . Dabei bin ich überzeugt, gewiß in den großen, ewigen Plan der Natur einzugreifen, wenn ich nur den Platz ganz erfülle, auf den sie mich in dieser Erde setzte . . . Ich fühle mich ruhiger und sicherer, wenn ich . . . mich allein an die gewisse und deutliche Bestimmung für dieses Erdenleben halte . . . Bestimmung unseres irdischen Lebens heißt Zweck desselben, oder die Absicht, zu welcher uns Gott auf diese Erde gesetzt hat. Vernünftig darüber nachdenken heißt nicht nur diesen Zweck selbst deutlich kennen, sondern auch in allen Verhältnissen unseres Lebens immer die zweckmäßigsten Mittel zu seiner Erreichung herausfinden." Aus der Zuversichtlichkeit dieser Gedanken, spricht Kleists sicheres Bewußtsein, sein Ziel erkannt zu haben. Über die Wahl der „zweckmäßigsten Mittel zur Erreichung dieses Zieles" unter den gegebenen Verhältnissen war er sich weniger klar, wie seine folgenden Worte durchblicken lassen: „Wohl Euch — sc. Frauen —, daß Eure Bestimmung so einfach und beschränkt ist! Durch Euch will die Natur nur ihre Zwecke erreichen, durch uns Männer auch der Staat noch die seinigen, und daraus entwickeln sich oft die unseeligsten Widersprüche." Unter einem solchen litt er jetzt wie ehemals, als es ihm „zweifelhaft war, ob er als Mensch oder Officier handeln" sollte.

Kleist hatte die Aufgabe zu lösen, wie er sich seiner Bildung uneingeschränkt widmen und gleichzeitig die Mittel erwerben könne, welche ihm eine Vereinigung mit der Geliebten gestatteten. Wiederholt sprach er es aus, daß Wilhelmine von Zenge „aufs Innigste mit seinem Plane verknüpft" sei, daß er „auf dieser Reise ihr Glück mit unglaublichen Opfern erkaufte" habe, daß sie ihm „noch einmal so lieb geworden, seitdem er um ihretwillen reise". Er wollte häusliches Glück genießen und sich seines geistigen Fortschrittes und Besitzes in völliger Unabhängigkeit erfreuen. Sein „nächstes Ziel" war, sich „zu einem Staatsbürger", nicht Staatsdiener, „zu bilden, und das fernere Ziel, nach dem sie beide streben, und das sie sich beide wechselseitig sichern können, sei das Glück der Liebe". Das Amt konnte ihm nur eins gewähren, die Gründung eines Hausstandes, wobei die Ehe durch Berufspflichten eine arge Einbuße erführe, raubten sie ihm doch die Zeit, die er der Ausbildung seines Weibes widmen möchte. Für ein Arbeiten am eigenen Wesen war jede Stellung nach Kleists Ansicht ein lästiges Hemmnis. Zeit seines Lebens brachte er es nicht fertig, das Amt, wie Goethe es vermocht hatte, als Bildungs- und Erziehungsmittel anzusehen und als Prüfstein seiner geistigen Kraft und der Höhe seines Talenten zu benutzen.

[121] Kleists Erklärung, es gelte „das Glück, die Ehre, vielleicht das Leben eines Menschen durch diese Reise zu retten", von der er beteuerte, daß sie „vollkommen gegründet" sei, und die Äußerung freudigen Dankes gegen die Schwester: „Mir, mein edles Mädchen, hast Du mit Deiner Unterstützung das Leben gerettet" widersprechen meiner Auffassung nicht. Dies beweist eine Briefstelle aus späterer Zeit. Als Kleist in der Schweiz sich durch den Landbau zu ernähren und sich auf diese Art Freiheit für seine poetische Produktion zu erwerben hoffte, schrieb er am

12. Januar 1802: „Wenn ich ... auf Deine Unterstützung rechnen kann, wenn Du mir eine Wohlthat erzeigen willst, die mir mehr als das Leben retten kann, so lege mir zu meinem übriggebliebenen Capital so viel hinzu, daß ich das Gut bezahlen kann.“ Das Leben retten bedeutete also, ihm die Entfaltung seiner seelischen Vermögen, die Verwirklichung seiner ideellen Pläne zu ermöglichen. Ein solcher war diesmal, einem beengenden Amte entgehen, um seiner Bildung leben und doch die Mittel für den zu stiftenden Haushalt erwerben zu können.

Die Schwierigkeit hierbei war, daß die Pflege der Bildung als Kleists Ziel nun auch als Mittel zum Erringen der äußeren Existenz gelten sollte. Das führte zu der Frage: Unter welchen Bedingungen kann das Bildungsbedürfnis rezeptiv und produktiv zugleich sich äußern, wie kann es ideell und auch materiell ertragsfähig werden? Das konnte nur dadurch geschehen, daß das Aneignen von Kenntnissen, im weitesten Umfange aufgefaßt, dazu diene, neue Erzeugnisse des Geistes hervorzubringen. Die Bildung mußte neue Bildungswerte schaffen. Sie sollte nicht nur dazu verhelfen, das vorhandene Wissen aufzuspeichern und auszubreiten, sondern die Saat für reichere Ernten abgeben; sie sollte den Schatz des Wissens durch neue Schöpfungen vergrößern. Das ist die schöne Aufgabe des Schriftstellers. Sie in origineller Weise zu lösen, dazu fühlte Heinrich von Kleist sich während des Würzburger Aufenthaltes zum erstenmale berufen. Daß er schon damals die unabweisliche Gewißheit seiner dichterischen Bestimmung gehabt habe, wird niemand behaupten wollen. Poetische Versuche aus dieser und der unmittelbaren vorausgehenden Zeit sind verbürgt, da aber von diesen fast nichts erhalten ist, läßt sich nicht erkennen, wieweit sie selbständige Gebilde und wieweit sie Ausfluß der ungeeigneten Bildung, wieweit sie eigene Phantasiearbeit und wieweit sie Studien, Vorbereitungen zu solcher waren. Soviel nur ist sicher, daß Kleists Wissensdurst jenes mannigfaltige, gleichschwebende Interesse erzeugte, das bald nicht mehr Genüge fand in der gründlichen Aneignung vielseitiger Kenntnisse, sondern darüber hinaus zunächst zu selbständiger, dann zu künstlerischer Betätigung drängte. Das geschah erst auf der folgenden [122] Reise Kleists und deshalb ist seine erste Fahrt nach der Schweiz nur als Folge, als Fortsetzung und Beschluß der Wanderung nach Würzburg zu betrachten und zu verstehen.

Veranlassung und Ergebnis der Würzburger Reise wäre somit in folgendem gefunden: Heinrich von Kleist mußte, sollte seine Verlobung zur Ehe führen, an Erwerb denken. Das ihm zu diesem Behufe erwirkte Amt widerstrebte ihm, da er sich durch dasselbe in dem Streben, unausgesetzt an seiner Bildung zu arbeiten, gehemmt fühlte. Daß er diese kaum errungene Überzeugung den Anschauungen seiner Verwandten hintangesetzt hatte, verstimmte ihn, und daß er um Anderer Erfahrungen willen an seinen Idealen gezweifelt, bedrückte und quälte ihn. Seinen früheren Frohmuth zur Tätigkeit und die Sicherheit in der Schätzung seiner Ziele wollte er auf einer Wanderung und unter dem Beirat eines gleich empfindenden Freundes zurück erlangen. Allen Einflüssen enthoben, hoffte er auf der Reise einen Beruf zu erspähen, der ihm gestattete, sich zu verheiraten, ohne sich dem Joche des Amtes zu beugen, und in völliger Unabhängigkeit seiner und der Bildung seines Weibes zu leben. In demselben Maße, in welchem er die gesetzmäßige Eingliederung des Einzelwesens in die Entwicklung der Natur erfaßte, in demselben Maße gewann er die beglückende Gewißheit, daß er bisher dem Plane der Natur gemäß seine Bestimmung erfüllt habe, und daß er auf dem betretenen Pfade nur zu verharren brauche. Seine berechnete Eigenart sich wahren und dabei die Wünsche seiner Braut erfüllen zu können, durfte er nur vom Schriftstellerberuf erwarten. Das Bewußtsein, zum Dichter geboren zu sein, kam erst auf einer späteren Fahrt zum Durchbruch.

Heinrich von Kleist traf rechtzeitig in Berlin ein und übernahm das Amt. Das Ergebnis der Reise äußerte sich in seiner gehobenen Stimmung, ohne als solches von seiner Umgebung

verstanden zu werden. „Die Thoren!“ schrieb er deshalb an seine Schwester, „Alle Leute glaubten, ich wäre darum so seelenheiter, weil ich angestellt wäre — die Thoren!“ Hatte er vorderhand wenig Lust, nach Hause zu kommen, „um das unausstehliche Fragen zu vermeiden,“ so befand er sich bereits anfangs November „auf acht Tage in Frankfurt“. Von hier aus klagte er Ulrike, die sich in Werben aufhielt: „Mehr als einmal bin ich nahe gewesen, mich endlich geduldig in ein Amt zu fügen, bei dem doch viele Männer . . . froh sind . . . Aber immer noch reizt mich mein früheres, höheres Ziel, und noch kann ich es nicht . . . verächtlich als unerreichbar verwerfen.“ Auch an die Verheiratung dachte er, stellte „am letzten Abend“ dieses Besuches mit der Braut „eine Berechnung“ an und verlor „noch nicht alle Hoffnung“, daß „es wohl möglich sei“, „mit [123] Wenigem, vielleicht mit ein Paar Hundert Thalern das Glück der Liebe“ zu genießen. Auf beide Wünsche kam er im ersten Briefe an die Geliebte nach diesem Beisammensein zurück: „Wenn ich mir das freundliche Thal denke, das einst unsere Hütte umgrenzen wird, und mich in dieser Hütte und Dich und die Wissenschaft, und weiter nichts — . . . dann ist es mir, als könnte mich nichts glücklich machen, als die Erfüllung dieses Wunsches, und als müßte ich unverzüglich an seine Erreichung schreiten.“ Daran aber knüpfte er die Nachricht: „Ich will kein Amt nehmen,“ welchen Entschluß er gegen Wilhelmine und wenig später auch gegen Ulrike mit den gleichen Gründen verfocht: „Ich kann nicht eingreifen in ein Interesse, das ich mit meiner Vernunft nicht prüfen darf. Ich soll thun, was der Staat von mir verlangt, und doch soll ich nicht untersuchen, ob das, was er von mir verlangt, gut ist. Zu seinen unbekanntem Zwecken soll ich ein bloßes Werkzeug sein — ich kann es nicht. Ein eigener Zweck steht mir vor Augen, nach ihm werde ich handeln müssen und wenn der Staat es anders will, dem Staate nicht gehorchen dürfen. Meinen Stolz würde ich darin suchen, die Ansprüche meiner Vernunft geltend zu machen, gegen den Willen meines Obern — nein, . . . es geht nicht, ich passe mich für kein Amt . . . Ich arbeite nur für meine Bildung gern und da bin ich unüberwindlich geduldig und unverdrossen . . . Ich bin selbst zu ungeschickt mir ein Amt zu erwerben. Denn zufrieden mir wirklich Kenntnisse zu erwerben, bekümmert es mich wenig, ob andere sie in mir wahrnehmen.“

Aber das Entscheidendste ist dieses, daß . . . ein Amt, und wäre es eine Ministerstelle, mich nicht glücklich machen kann . . . denn ich . . . bin einmal in meinem Hause glücklich oder niemals . . .

Liebe und Bildung sind zwei unerläßliche Bedingungen meines künftigen Glückes.“ Das waren trübe Aussichten für die harrende Braut, und sie verhehlte dem Geliebten ihre Besorgnis nicht. Kleist lenkte dann auch wieder ein, tröstete: „Noch habe ich die Laufbahn im Fabrikenwesen nicht verlassen, ich wohne den Sitzungen der technischen Deputation bei,“ und versicherte sie dessen, was er seiner Schwester gleichzeitig mitteilte, daß der Minister ihn „schriftlich“ aufgefordert habe, sich „anstellen zu lassen“.

Direktor der technischen Deputation war damals Kunth. Er behielt diese Stellung auch bei, als er im August 1801 zum Direktor des Manufaktur- und Kommerzialkollegiums ernannt und zugleich in die oberste Verwaltungsbehörde seines Faches, das Fabriken- und Kommerzial-Departement des Generaldirektoriums, berufen wurde. Übrigens war, wie hier gleich bemerkt sei, bei beiden Behörden, dem Kollegium „sowohl wie der Deputation, der Direktor nicht der erste Beamte. Über ihm stand noch ein älterer Rat des Departements, [124] der „das Praesidium führte“.<sup>15</sup> Somit konnte nicht Kunth jener „Präsident“ sein, von welchem

---

<sup>15</sup> F. und P. Goldschmidt, Das Leben des Staatsrath Kunth. Berlin 1881. S. 24 f.

Heinrich von Kleist am 5. Februar 1801 der Schwester ein Begebnis mitteilte und auf welches Ulrike auch in ihrer Erzählung zu sprechen kam: In den Sessionen „wird unter anderen Berichten auch immer eine kurze Nachricht ertheilt von dem Inhalt gewisser Journale über Chemie, Mechanik etc. Eines der Mitglieder schlug einen großen Folianten auf, der der fünfte Theil eines neu herausgekommenen französischen Werkes über Mechanik war. Er sagte . . . es scheine ihm, als ob es . . . manches enthalten könnte, was die Deputation und ihren Zweck interessirt. Darauf fragte ihn der Präsident, ob er glaube, daß es nützlich wäre, wenn es von einem Mitgliede ganz durchstudirt würde, und als er dies bejahend beantwortete, so wandte sich der Präsident schnell zu mir und sagte: nun Herr v. K., das ist etwas für Sie, nehmen Sie dies Buch zu sich, lesen Sie es durch und statten Sie der Deputation darüber Bericht ab. . . . Ich hatte aber zum erstenmal in zwei Jahren wieder einen Obern vor mir, . . . ich erinnerte mich mit Freuden, daß ich noch frei war, und beschloß, das Buch ungelesen zu lassen, es folge daraus, was da wolle". Trotzdem blieb Kleist den Winter 1800 zu 1801 in der technischen Deputation. Das Volontariat war, wie er selber angibt, auf zwei Jahre vorgesehen. Nach Beendigung desselben sollte er drei Jahre lang „in die Provinzen reisen und die Fabriken zählen", was natürlich nicht nach seinem Geschmack war. Hatte er am 22. November seiner Braut geschrieben: „Wenn Du darauf bestehst, so will ich . . . ein Amt übernehmen," so stand drei Tage später in einem Briefe an Ulrike: „Bei mir ist es indessen doch schon so gut, wie gewiß bestimmt, daß ich diese Laufbahn nicht verfolge. Wenn ich aber dieses Amt ausschlage, so gibt es für mich kein besseres, wenigstens kein praktisches," oder: „Nach einem andern Amte möchte ich mich dann schwerlich umsehen," und dann wiederholt er: „Unaufhörliches Fortschreiten in meiner Bildung, Unabhängigkeit und häusliche Freuden, das ist es, was ich unerläßlich zu meinem Glücke bedarf. Das würde mir kein Amt geben, und daher will ich es mir auf irgend einem andern Wege erwerben." Neue Gründe für seine Amtsunlust gab es also nicht. Die alten Gründe erhalten aber eine neue Bedeutung, sobald man sie in der Atmosphäre betrachtet, aus der heraus Kleist sie zu wiederholen nicht müde wurde. Um dessentwillen verlohnt es sich, noch einmal auf den schon erwähnten Brief vom 25. November 1800 zurückzukommen und bei Kleists amtlicher Tätigkeit, für die er einige interessante Bemerkungen enthält, ein wenig zu verweilen.

[125] Nach Struensees System, mit welchem Kunth keineswegs immer einverstanden war, sollte Handel und Gewerbe durch Prohibitivmaßregeln gefördert werden. Man wollte die Einfuhr aller derjenigen fremden Waren, welche durch inländische Fabriken in genügender Menge und Güte hergestellt wurden, einschränken oder ganz verweigern. An eine Klage Berliner Fabrikanten von Baumwollenwaren knüpfte man den Antrag, zum Besten der inländischen Industrie allen fremden baumwollenen, seidenen und halbseidenen Stoffen den Eingang zur inländischen Konsumtion zu verbieten. Dies geschah durch eine Verordnung vom 12. Januar 1800. Der Minister hielt sich auch für berechtigt, den Zwischenhandel mit den zum innern Verbrauch verbotenen Waren auf den Frankfurter Messen zu untersagen. Infolgedessen blieben russische, polnische, sächsische und mecklenburgische Kaufleute, die bisher zahlreich nach Frankfurt an der Oder gekommen waren, um die genannten Artikel ein-zuhandeln, den Messen fern. Die Hebung des inländischen Gewerbefleißes sollte also selbst auf Kosten des wichtigen Handels mit dem Auslande erreicht werden. Da eine derartige Beschränkung den nachtheiligsten Einfluß auf den Meßverkehr haben mußte, befahl der König Friedrich Wilhelm III. auf die Bitte mehrerer angesehener Seidenfabrikanten im Juni 1800, den Zwischenhandel auf den Messen wieder frei zu geben. Die Petenten hatten diesen Intermediär- und Transitohandel als den Ernährer aller inländischen Warenfabriken und die Konkurrenz des Auslandes als zur Fortbildung der heimischen Gewerbetätigkeit durchaus notwendig bezeichnet. Dann erschien



am 12. September 1800 ein Edikt, das die strengsten Prohibitivmaßregeln vorschrieb und den Zwischenhandel mit verbotenen Waren auf den Messen nur unter kaum ausführbaren Formalitäten gestattete, somit also die früheren Einfuhrverbote zu Gunsten der inländischen Industrie bestätigte. Schärfer war nie das Verbot der Konsumtion fremder Waren ausgesprochen und peinlichere Kontrolmaßregeln des Intermediärhandels wegen waren niemals erlassen worden, um die heimische Industrie zu fördern. Der verderblichen Wirkungen dieser Bestimmung halber wurde der Frankfurter Magistrat vorstellig, und auch sonst wurde das Edikt mit Recht vielfach angegriffen.<sup>16</sup>

Diese Verhandlungen beschäftigten das Manufaktur- und Kommerz-kollegium, als Heinrich von Kleist in dasselbe als Volontär eintrat. Aus den Eindrücken, die er dort empfing, erklärt sich, was er am 25. November 1800 der Schwester schrieb: „Übrigens ist, so viel ich einsehe, das ganze preußische Commerzsystem sehr militarisch — [126] und ich zweifle, daß es an mir einen eifrigen Unterstützer finden werde. Die Industrie ist eine Dame, und man hätte sie fein und höflich, aber herzlich einladen sollen, das arme Land mit ihrem Eintritt zu beglücken. Aber da will man sie mit den Haaren herbeiziehen . . . Künste lassen sich nicht, wie die militairischen Handgriffe erzwingen.“ Vielleicht darf es weniger der Anteilnahme an den Interessen seiner Vaterstadt als vielmehr einer Äußerung Kunths, der unbedingt gegen die ergangene Beschränkung war, zugeschrieben werden, wenn Kleist, auf das Edikt vom 12. September anspielend, fortfuhr: „Aber da glaubt man, man habe alles gethan, wenn man Messen zerstört, Fabriken baut, Werkstühle zu Haufen anlegt.“ Und sicherlich gedachte er des persönlichen Eingreifens seines Monarchen, wenn er schloß: „Künste und Wissenschaften, wenn sie sich selbst nicht helfen, so hilft ihnen kein König auf. Wenn man sie in ihrem Gange nur nicht stört, das ist Alles, was sie von den Königen begehren.“ Wer wollte den Unmut, der aus diesen Zeilen spricht, einem jungen Manne, dem Ideale die Seele schwellten, verargen; aber er erscheint uns heute nur bei einem Heinrich von Kleist berechtigt und deshalb entschuldbar.

Ulrikes Mitteilungen werden noch einmal Veranlassung geben, Kleists Stellung zu volkswirtschaftlichen Fragen zu streifen. Diesmal hatte er eine Verwaltung nach den Grundsätzen des Merkantilsystems kennen gelernt. Als ihm später die Anwendung der Lehren Adam Smith' entgegen traten, nahm er einen mehr physiokratischen Standpunkt ein.

Es erübrigt noch, hinzuzufügen, daß die Regierung durch die üblen Folgen des immer auffälliger gewordenen Rückganges der Frankfurter Messen schließlich doch bedenklich wurde. Struensee über-trug die Meßangelegenheiten Kunth und sagte ihm: „Wir sind zu weit gegangen, jetzt helfen und mildern Sie, soviel Sie können.“ Als das geschah, hatte Heinrich von Kleist längst dem Amt den Rücken gekehrt. Für diese Vorgänge und deren Bedeutung für ihren Bruder brauchte Ulrike in Schorin nur die ebenso kurze als ungenaue Wendung: „Das ging eine Zeit lang recht gut, bald aber war ihm dies und das nicht recht, und er hatte schon öfter geäußert, das ginge nicht, er hielte das nicht aus, und wolle eine Reise machen.“

Je länger Heinrich von Kleist in Berlin weilte, um so mehr fühlte er, daß der Zweck der Würzburger Reise nur halb erreicht sei. Die Entwicklung seines Innern drängte vorwärts und machte eine Änderung der äußeren Verhältnisse notwendig. Da aber die Hindernisse in Berlin und Frankfurt unüberwindlich schienen, mußte er von neuem zum Wanderstab greifen. Deshalb nannte ich die [127] erste Reise in die Schweiz, dem Vorgange Kleists folgend, eine Ergänzung

---

<sup>16</sup> Ed. Philippi, Die Messen der Stadt Frankfurt an der Oder. Frankfurt a. d. Oder 1877. S. 20. 27. 33. 46—49 und 74.

der Fahrt nach Würzburg. Wenn er am 24. April 1801 an seine Braut schrieb: „Dir hat die Liebe . . . schon zwei Trennungen zugemessen, deren jede gleich gefährlich war," und ihr empfahl: „Lies doch meine Briefe von dieser Zeit an noch einmal durch," so geschah es doch in der Absicht, ihr aus diesem Zusammenhange heraus einen klaren Blick in die „Geschichte seiner Seele" zu ermöglichen über einen Abschnitt, von dem er nur zu sagen wußte: „Mir ist diese Periode in meinem Leben und dieses gewaltsame Fortziehen der Verhältnisse zu einer Handlung, mit deren Gedanken man sich bloß zu spielen erlaubt hatte, äußerst merkwürdig."

Kleist hatte von Würzburg die Gewißheit zurück gebracht, daß er zu geistiger Arbeit bestimmt sei. Er fuhr deshalb, auch während des Versuches im Staatsdienst das tägliche Brot zu verdienen, fort, sich Bildung anzueignen. Die Gewährung des Wunsches, es im eigenen Hause zu können, gab er einstweilen der Zukunft anheim. Die „Rangordnung" wollte es leider, daß sein „ganzes Leben", was er Wilhelmine von Zenge bereits im frühesten Briefe eröffnet hatte, in erster Linie seinem „höchsten Ziele" und nur in zweiter Reihe ihr, der Braut, gewidmet werde. Kleist ergab sich gelehrter Forschung, aber nicht um Gelehrter zu werden. Sobald er „das Studium einiger Wissenschaften" nach seinem „Plane" in Berlin „vollendet" haben würde, wollte er diesen „traurigen Ort" verlassen. Daß neben ästhetischer Lektüre, die durch Theaterbesuche ergänzt und vertieft wurde, ihn besonders Physik und Philosophie fesselten, ergeben seine Briefe. Dort erwähnte er den „Juden Cohen" als „interessante Bekanntschaft", weil er ihm sein „prächtiges Cabinet mit physikalischen Instrumenten" zu benutzen erlaubte. Unter den Wissenschaften, die damals in Berlin sich einer besonderen Pflege erfreuten, nahm die Philosophie den ersten Rang ein. Kiesewetter hatte den Lehren Kants durch seinen „Versuch einer faßlichen Darstellung der wichtigsten Wahrheiten der neuen Philosophie für Uneingeweihte" und noch mehr durch seine Vorlesungen ein großes Publikum gewonnen und war für sie, unter anderem gegen Herder, in die Schranken getreten. Daneben wirkten durch Geist und Bildung ausgezeichnete Juden — ich erinnere an Markus Herz, in dessen Hause Kunth verkehrte, und Lazarus Bendavid — als begeisterte Anhänger für den Ruhm des Königsberger Weisen. Diese jüdischen Gesellschaften würden Heinrich von Kleist „die liebsten" sein, „wenn sie nicht so pretiös mit ihrer Bildung thäten." Wie er in Würzburg seine auf die Zweckbestimmung abzielenden Beobachtungen der Natur mit den Philosophemen über die Bestimmung des Menschen in Einklang zu bringen sich bemühte, so suchte er in Berlin mittels der experimentalen und [128] exakten Wissenschaften zu einer tieferen Erkenntnis des Wesens und ursächlichen Zusammenhanges alles Seins zu gelangen und hoffte durch kritisches Eindringen in die spekulative Forschung die Ziele zu ergründen, welche die Philosophen aus der Naturbetrachtung heraus für die Menschheit im allgemeinen und das Individuum im besonderen gefunden hatten, um dadurch einen einwandfreien, harmonisch in sich gefügten Lebensplan, sein Lebensgesetz, zu gewinnen.

Es war die Wahrheit  $\kappa\alpha\tau'$  ἑξοχήν nach der das Mark seiner Seele lechzte. Als aber nach hartem Ringen Kant ihn davon überzeugte, daß es eine absolute Wahrheit hienieden nicht gibt, daß unsere Anschauung nichts als die Vorstellung von Erscheinungen ist, daß der Mensch von den Dingen nichts kennt, als seine Art sie wahrzunehmen, da war sein einziges, sein höchstes Ziel gesunken, da wankte die Säule, an der er sich im Strudel des Lebens hielt. Ihn „ekelte" nun „vor den Büchern", „vor allem, was Wissenschaft heißt", und er fand es „traurig weiter nichts als gelehrt zu sein". Aus der qualvollen Unruhe, aus diesem „räthselhaften Zustand", „mit einem innerlich heftigen Trieb zur Thätigkeit, und doch ohne Ziel" sollte ihn eine Reise erretten.

Kleist wollte auf einer „Fußreise" ein neues Ziel suchen. Lange sollte der „große Spaziergang" nicht dauern und „gewiß noch vor Weihnachten" beendet sein. Er hatte einmal „Ulrike versprochen, nicht über die Grenzen des Vaterlandes zu reisen, ohne sie mitzunehmen". Als er

ihr jetzt seinen Entschluß ankündigte, hoffte er, „daß sie ihn wegen der großen Schnelligkeit und der außerordentlichen Kosten nicht annehmen würde.“ Sie nahm aber an, und dadurch wurde die beabsichtigte Fahrt zu einem Ereignis, das die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich zog. „Man sprach nun viel darüber, und machte sich große Erwartungen von ihm und seinen Studien,“ berichtete Ulrike, und ihr Bruder meinte, er habe „die Erwartungen der Menschen thörichter Weise durch eine Menge von prahlerischen Schritten gereizt“, und Karl von Zenge habe „an so viele Leute so viel von seiner Reise nach Paris erzählt“, nachdem Kleist selbst „damit nicht ganz verschwiegen gewesen“ war. Wenn Ulrike aber 1828 erzählte, beide hätten erst in Berlin „berathen, wohin es gehen sollte“, so entsann sie sich dessen nicht mehr, daß Heinrich ihr bereits am 22. März 1801 geschrieben hatte: „Mein Wille ist, durch Frankreich (Paris), die Schweiz und Deutschland zu reisen.“ Die gleiche Mitteilung war am gleichen Tage an Wilhelmine von Zenge erfolgt: „Heute schreibe ich Ulrike, daß ich wahrscheinlich . . . nach Frankreich reisen würde.“ Und im folgenden Brief an Ulrike — vom Mittwoch, den 1. April 1801 —, in welchem [129] von der „ganzen Reise nach Paris“ die Rede war, hieß es: „in Frankreich, wo man . . . sehr wohlfeil reisen soll.“

Kleists Amtstätigkeit in Berlin war nichts als eine Unterbrechung seiner Entwicklungsfahrt. Sie zeitigte in ihm die Abkehr von der reinen Theorie, von der Wissenschaft soweit sie sich Selbstzweck ist. „Wissen kann unmöglich das Höchste sein, Handeln ist besser als Wissen;“ Kenntnisse haben nur insofern Wert für ihn, als sie „vorbereiten zum Handeln“. Als Kleist von neuem eine Karte ziehen sollte, ohne zu wissen, „was Trumpf ist“, charakterisierte er schüchtern das Zwiespältige seiner Lage durch die Goetheschen Worte: „Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt“ und bekannte vorsichtig und halb wider seinen Willen: „Zwei ganz verschiedene Ziele sind es, zu denen zwei ganz verschiedene Wege führen. Kann man sie beide nicht vereinigen, welche soll man wählen? Das höchste, oder das, wozu uns unsere Natur treibt?“ Ein Vierteljahr früher „glaubte“ er „seltene Fähigkeiten zu haben, jetzt drückte und beglückte ihn „ein Talent“. Da er wußte, daß Talent und geistige Begabung überhaupt nur dann ersprießlich wirken können, wenn sie auf einer kraftvollen, ethischen Grundlage ruhen und mit ihnen zugleich eine gediegene männliche Eigenart sich äußert, hatte er, es als „das Höchste“ schätzend, der Bildung seines Charakters mit großer Sorgfalt obgelegen. Darum wählte er nun auch sich der Festigkeit seines Wesens bewußt, und vom „Strom der Welt“ von jeher mehr eingengt als befreit, das „wozu die Natur ihn trieb“. Die „Stille“ aber, die zur Pflege seines Talentes erforderlich war, blieb ihm in Berlin versagt. Hemmnisse und Störungen von außen und innen beeinträchtigten jene angespannte Aufmerksamkeit und innere Sammlung, deren die Entwicklung eines Talentes bedarf um so mehr, je reicher und schöner es von der Natur vorgesehen ist. Der Unruhe im eigenen Selbst begegnete er „freilich“ mit einem „Vorrat von Gedanken“, indessen „reif war noch keiner“, und noch weniger war er gegen Widerstreben von außen gewappnet. Mit einem Hinweis auf sein Talent konnte er weder die Mahnungen seiner Angehörigen beschwichtigen, noch mit einer solchen Begründung, wie es ähnlich vor der Reise nach Würzburg gelungen war, die Begleitung Ulrikes ablehnen. Es mußte noch „vieles sich glücklich treffen und zusammenfinden“, ehe eine Entscheidung geschehen konnte. Von der Liebe wurde die Fahrt nicht beeinflußt; Kleist schrieb der Braut: „Diesen ganzen innerlichen Kampf, der eigentlich unsere Liebe nichts angeht, hat unaufhörlich der Wunsch, einst in Deinen Armen davon auszuruhen unterbrochen.“ In der Verwirrung seines Herzens berührte nur eines kein Zweifel: Wilhelmine. „Wenn mir einst das bescheidene Loos fallen sollte, das [130] ich begehre, ein Weib, ein eigenes Haus und Freiheit — dann wäre es nicht zu theuer erkauf mit allen Thränen.“ Mit diesem Geständnis verließ er Berlin.

Zu der Hast, mit welcher die Freunde Würzburg entgegen eilten, bildete die behagliche Art, in

der die Geschwister sich bewegten, einen bemerkenswerten Gegensatz. „Sie hielten sich auf und wechselten gern ein freundliches Wort mit den Leuten," das eine oder andere solcher Worte klang auch hinüber in die Heimat und gewährt Aufschluß über das geistige Wachstum Kleists seit jener Zeit. Zunächst rasteten beide in Dresden. War das Schöne nicht Zweck der früheren Reise gewesen, so erwies Heinrich von Kleist sich jetzt um so empfänglicher dafür. Natur und Kunst sollten es ihm in gleicher Weise offenbaren. Hatte er vor neun Monaten berichtet: „Wir gingen in die berühmte Bildergalerie. Aber wenn man nicht genau vorbereitet ist, so gafft man so etwas an, wie Kinder eine Puppe. Eigentlich habe ich daraus nicht mehr gelernt, als daß hier viel zu lernen sei," empfand er nun, daß nichts fähig wäre, ihn „so ganz ohne alte Erinnerungen wegzuführen von dem traurigen Felde der Wissenschaft, als die in dieser Stadt gehäuften Werke der Kunst". Wählte er damals „zwischen Antiquität, Kunst und Natur" letztere, so schrieb er jetzt: „Die Bildergalerie, die Gipsabgüsse, das Antiken-Cabinet, die Kupferstichsammlung, die Kirchen-Musik in der katholischen Kirche, das Alles waren Gegenstände, bei deren Genuß man den Verstand nicht braucht, die nur allein auf Sinn und Herz wirken. Mir war so wohl bei diesem ersten Eintritt in diese für mich ganz neue Welt der Schönheit." Das Folgende: „Täglich habe ich die griechischen Ideale und die italienischen Meisterwerke besucht, und jedesmal, wenn ich in die Galerie trat, stundenlang vor dem einzigen Raphael dieser Sammlung, vor jener Mutter Gottes gestanden mit dem hohen Ernste, mit der stillen Größe," erinnert zwar noch lebhaft an den Anfang des „Laokoon", verrät aber die Fähigkeit feinen Nach-empfindens in so hohem Maße, daß es nur als Widerschein eigenen Lichtes erklärlich wird. Wenn er einige Wochen darauf von Paris aus an Caroline von Schlieben schrieb: „Entsinnen Sie sich dessen wohl noch, der . . . oft mit Ihnen vor der Mutter Gottes stand, vor jener hohen Gestalt," und den Worten: „mit der stillen Größe, mit dem hehren Ernst," das Religiöse würdigend, hinzufügte: „mit der Engelreinheit?" durchdrang er das Angeeignete mit so edler Kraft, daß jener Charakteristik die Vollendung erst durch sein Eigentum verliehen wurde.

Was für Kleists Dichtungen so charakteristisch ist, daß in ihnen jedes Motiv bis in die äußersten Spitzen verfolgt und harmonisch verwendet, daß nie ein Faden nur lose in das Gewebe der Handlung [131] verschlungen, sondern folgerichtig verarbeitet und schließlich fest verschürzt, daß nie ein Bild skizziert, sondern stets bis in die letzten Einzelheiten genau durchgeführt wird, diese Eigenschaft kennzeichnet nicht nur schon seine Briefe in der hier in Frage stehenden Zeit, sondern sie schimmert auch hindurch bei der Art, wie er sich zu den Dingen verhält, die seinen Geist beschäftigen. Kleist tut unbewußt aus dem eigenen Innern zu dem Erworbenen hinzu, ihm eine lebhaftere Fülle, eine schönere Rundung gebend. Es ist, als wollte er dadurch, daß er den Wert des Empfangenen erhöht, sein Besitzrecht adeln. Dieses schöpferische Nachempfinden, ein Zeichen intensiver Seelenarbeit, erprobte er einmal in hervorragender Weise an der Poesie. In Halberstadt erzählte Gleim den Geschwistern, unter welchen Umständen er mit Ewald von Kleist bekannt geworden war, und bei welcher Gelegenheit er dem heldenhaften Sänger sein Lied „An den Tod" vorgelesen habe. Heinrich von Kleist berichtete darüber an seine Braut, gab aber den Inhalt nicht wieder ohne den prosaischen Anfang:

Tod . . . .

Warum holst Du denn mein Mädchen?

in:

Tod, warum entführst Du mir mein Mädchen?

zu bessern und die im ganzen etwas dürftigen Schlußverse:

Tod, was willst Du mit dem Mädchen?

Mit den Zähnen ohne Lippen

Kannst Du es ja doch nicht küssen!

in die feiner pointierte Fassung zu kleiden:

Kannst Du doch mit Zähnen ohne Lippen

Wohl die Mädchen beißen doch nicht küssen.

Und selbst dazu mußte er noch ein übriges tun, indem er auf die „Vorstellung, wie der Tod mit seinen nackten eckigen Zähnen vergebens sich in die weichen Rosenlippen drückt, einen Kuß zu versuchen“ besonders aufmerksam machte. Auch begnügte sich Kleist niemals damit, das Schöne zu genießen; stets war er bemüht, sich über das Warum des Wohlgefühles Rechenschaft zu leisten. Jede Empfindung wurde ihm erst vollwertig, sobald er sie vom Herzen durch eine befriedigende Erklärung dem Verstande übermittelt hatte. Dadurch, daß er nicht ruhen konnte, bevor er die empfangenen Eindrücke nicht so dargestellt hatte, daß der Leser seinen Genuß voll teilte, verschmolz er die wissenschaftlicher Neigung gewidmete Vergangenheit mit der nach künstlerischem Ausleben ringenden Gegenwart. Er konnte sich nicht genug tun in allseitig durchdringender und erschöpfender Betrachtungs- und Darstellungsweise.

[132] Derselbe Zug wissenschaftlich-genießender Art kennzeichnet auch Kleists Entwicklung in seinem Verhältnis zur Natur während beider Reisen. Auf der Fahrt nach Würzburg erkannte er zwar „das große Gepräge der Natur“ und empfing „tiefe Eindrücke“, kam aber in seiner Bewunderung kaum über Ausdrücke wie: „Welch eine Fülle von Schönheit“ und „reizend, edel, romantisch-schön, erhaben“ hinaus. Wenn er auch scharf beobachtete, so war seine Schilderung doch noch allgemein und arm; wurde sie einmal ausführlicher, so entsprang solche „Umständlichkeit“ der Absicht, „einst diese Papiere zu nützen“. Damals sah er das Talent der Dichter noch in nichts Höherem als in der Fähigkeit, an geringfügige Dinge interessante Gedanken anzu-knüpfen; er war eben ganz in dem Verlangen nach Kenntnissen befangen. Jetzt dagegen empfand er die Natur innig und rein, alles in ihr beseelte er mit zarter Frische zu kraftvollem Leben. Seine Augen erblickten sie als „fünfzehnjähriges Mädchen“, seiner Lippe „schmeckte süß die Luft“, und „die Frühlingsbäume streuten ihm holde Gerüche zu“. In dieser Stimmung beneidete er die Maler, „diese glücklichen Menschen“, die „kein Zweifel um das Wahre, das sich nirgends findet, bekümmert“, und die „nur in dem Schönen leben, das sich doch zuweilen, wenn auch nur als Ideal ihnen zeigt“. In der Darstellung des Schönen hätte er mit ihnen wetteifern mögen, darum erwog er, ob seine Begabung ihn vielleicht der bildenden Kunst zuführe.

Unser Dichter vermied es, in Dresden Verbindungen anzuknüpfen. Ulrike erwähnte in unserer Handschrift aus dem kleinen Kreise ihres Umganges die beiden Fräulein von Schlieben. Caroline, die ältere der Schwestern, war mit dem Maler Heinrich Lohse verlobt. Die falsche Schreibung „Schliefen“ und „Loos“ ist als lapsus auditus der Schreiberin anzunehmen, da ein Versprechen Ulrikes kaum glaublich erscheint. Zweifelhaft aber bleibt es, ob Heinrich von Kleist und Heinrich Lohse schon in Dresden einander näher kamen. Wahrscheinlich lernten sie sich in Paris kennen. Kleist wenigstens erwähnt den Freund erst in den Briefen, die er nach dem Pariser Aufenthalt schrieb. Wenn sie zusammen Kunstwerke besahen, müßte es im Louvre geschehen sein, wo Kleist sich nicht selten „an dem Apoll von Belvedere, an der mediceischen Venus“ „erwärmte“, den „Dornauszieher“ bewunderte, dessen „natürliche Grazie“ ihn noch zehn Jahre später entzückte, und „unter die italienischen Tableaus trat“, „wo Menschen auf Leinwand gemalt sind“. Wunderte sich in Dresden jemand, daß „ein nicht Maler“ „so Gemälde beurteilen, so darüber sprechen könnte“, so müßte Caroline von Schlieben es gewesen sein. Sie führte Kleist „durch den Olymp der Griechen voll Götter und Heroen“, und von ihr behauptete

er, sie sei „auf dem [133] Wege, eine echte Künstlerin zu werden“.<sup>17</sup> Daß schon um 1828 von ihren Briefen, wie Ulrike „vermutete“, mehrere „in einem Journale abgedruckt wurden“, halte ich für unwahrscheinlich. Vielleicht lag hier eine Verwechslung vor. Von der märkischen Dichterin Wilhelmine von Schlieben (starb 1852) ist es bekannt, daß sie einen regen Briefwechsel mit Gelehrten und Dichtern unterhielt.

Als Heinrich von Kleist Dresden den Rücken gekehrt hatte, und die Galeriebesuche fürs erste aufhören mußten, erlitten auch die Kunststudien einige Einschränkung. Er geriet nun wieder auf den alten Weg und in die alte Verstimmung. „Ich habe selbst mein eigenes Tagebuch vernachlässigt,“ bekannte er, obgleich er auf die Bedeutsamkeit desselben, wie wir gesehen haben, vor dreiviertel Jahren so nachdrücklich hingedeutet, und klagte jetzt: „Sonst waren die Augenblicke, wo ich mich meiner selbst bewußt ward, meine schönsten — jetzt muß ich sie vermeiden, weil ich mich und meine Lage fast nicht ohne Schaudern denken kann.“ In sich unentschlossen, tastend und suchend wandte er sich wieder mehr den Wissenschaften zu. Vier Universitätsstädte: Leipzig, Halle, Göttingen und Straßburg markieren seinen Weg. In fast jedem dieser Orte hörte er die „Würdigsten“ unter den Professoren. Daß er „überall schnell Bekanntschaft“ machte, wie Ulrike hervorhob, oder „die Menschen leicht lieb gewann“, wie er selbst es nannte, belegte sie mit einem Beispiel. Es war bekannt, daß Kleist in Leipzig mit Karl Friedrich Hindenburg in Berührung kam; welchem kleinen Zufall er dagegen die erste Unterhaltung mit dem berühmten Mathematiker, an dessen Namen sich die Erfindung der „kombinatorischen Analysis“ knüpft, zu verdanken hatte, das erfahren wir erst aus Ulrikes Erzählung. Daß beide „einander lieb“ gewannen, wie es an derselben Stelle lautete, geht aus des Dichters Bemerkung hervor, Hindenburg sei „ein Mann, der ihm wie ein Vater so ehrwürdig war“. Kleist suchte nicht den Verkehr mit Gelehrten, um der wissenschaftlichen Förderung willen, die sie ihm in ihrem Fach hätten gewähren können. Er kannte sie als „die Lehrer der Menschheit“, als Leute, die der Welt etwas geleistet, indem sie sich um den Ausbau ihrer Wissenschaft und den Kulturfortschritt im allgemeinen verdient gemacht hatten. Deshalb wollte er an ihnen beobachten, wie sie ihr Leben gestalten, wie sie ihre Bestimmung erfüllen, um durch ihr Beispiel in seinem Streben gestärkt oder aus einem Irrtum befreit zu werden. Nirgends jedoch fand er, was ihn befriedigt hätte. Er mußte der Braut schreiben: „Ich fange an, zu glauben, daß der Mensch zu etwas mehr da ist, als bloß zu denken — [134] Arbeit, fühle ich, wird das Einzige sein, was mich ruhiger machen kann. Alles, was mich beunruhigt, ist die Unmöglichkeit, mir ein Ziel des Bestrebens zu setzen, und die Besorgniß, wenn ich zu schnell ein falsches ergriffe, die Bestimmung zu verfehlen und so ein ganzes Leben zu verpfuschen . . . Falsch ist jedes Ziel, das nicht die reine Natur dem Menschen steckt.“ In diesem Unbehagen kam er nach Paris. Bis dahin scheint Ulrike den Bruder selten mit ihren Wünschen behelligt zu haben. In Paris dagegen, wo ein längerer Aufenthalt vorgesehen war und wo endlich die letzte Entscheidung fallen sollte, kam sie wieder und wieder mit ihren Erwartungen hervor und war nicht zuletzt die Ursache davon, daß der Dichter vorzeitig sein Zelt abbrach.

Kleist kam mit dem Vorsatz nach Paris, mit aller Kraft den Wissenschaften sein Glück abzurufen. Trotzdem ihm „alle Sinne bestätigten“, was „längst sein Gefühl ihm sagte, daß uns die Wissen-schaften weder besser noch glücklicher machen“ und er hoffte, daß ihn „das zu einer Entschließung führen würde“, überdachte er dennoch die berühmte Preisfrage: „Si le progrès des sciences et des arts a contribué à corrompre ou épuré les moeurs.“ Obgleich er die seltsame

---

<sup>17</sup> Der hier angeführte Brief trägt bei Th. Zolling (1, S. CX) ein falsches Datum. Im August 1803 war Heinrich von Kleist in Gesellschaft Pfuels auf dem Wege nach der Schweiz; Dresden hatte er am 15. Juli verlassen.

Aufgabe nicht so leichtfertig-berechnend wie Rousseau behandelte, kam er doch nicht zu einem erlösenden Ergebnis. „Der Mensch hat ein unwiderstehliches Bedürfnis sich aufzuklären . . . . Sein moralisches Bedürfnis treibt ihn zu den Wissenschaften an, wenn dies auch kein physisches thäte.“ Aus diesem Beweggrunde heraus wollte er in Paris die Lücken in seinen Kenntnissen ausfüllen, wollte Versäumtes nachholen und auf dieser „Schule der Welt“ soviel lernen, als ihm zu lernen möglich sein werde. Noch einmal suchte er Heil in philosophischen und mathematisch-natur-wissenschaftlichen Studien. Sein darbenes Gemüt erfrischte er im Louvre und neben diesen ästhetischen pflegte er noch sprachliche Interessen, wie aus den folgenden Mitteilungen, die Ulrikes Nachrichten ergänzen, ersichtlich ist. Übrigens könnte ihn zu einer nochmaligen Inangriffnahme der klassischen Sprachen Wilhelm von Humboldt angeregt haben; denn mit ihm und nicht mit Alexander<sup>18</sup> traf er in Paris zusammen. Wilhelm von Humboldt fügte damals zu seiner Beschäftigung mit der Altertumswissenschaft, der Ästhetik und Philosophie die mit der Linguistik und das Studium des Vaskischen war es, das seine Rückkehr nach Deutschland bis zum 19. Juli 1801 verzögerte.

[135] Im Nachlasse der Frau Auguste von Schoenfeldt, geborenen von Pannwitz, „fand sich ein kleines Schriftstück“, das von ihrer Hand geschrieben einige Notizen enthält, die „jedenfalls auf Erzählungen ihrer Tante Ulricke beruhen“. Sollte es vielleicht August Koberstein zur Benutzung vorgelegt werden? Es ist ein Blatt in klein Oktav, eine und eine Drittel Seite beschrieben folgenden Wortlautes:

„In Paris hat Onkel Heinrich Unterricht in der griechischen Sprache genommen, zuerst bei einem monsieur Cournon der Professor in dieser Sprache bei . . . .<sup>19</sup> war. Monsieur Cournon war ein parvenu aus der Revolution, der mehr durch sein savoir parier und seinem äußern Wesen die Stelle eines Professors erlangt hat, als daß ihm gründliche Kenntnisse dazu verholfen hätten, deshalb war Onkel mit der Recomandation von Lalands durchaus nicht zufrieden, gab ihm bald den Abschied und nahm einen andern Lehrer, einen ganz jungen bescheidenen Menschen, der ihm mehr genügte. Dieser aber bekam bald die Stelle eines Professors in der griechischen Sprache an einer Schule in einer kleinen Stadt nicht entfernt von Paris, mußte den Unterricht aufhören und hatte Onkeln als Professor der deutschen Sprache vorgeschlagen, der bei dieser Schule noch gesucht wurde. Daher, Gott weiß auf welche Umwege kömmt wahrscheinlich der Irrthum in der französischen Biographie von Onkeln, daß er nach Paris gereist wäre um Unterricht in der deutschen Sprache zu geben. —

Monsieur Cournon ist ein Mensch von schlechten Grundsätzen gewesen. Er gehörte zu denen, die der Revolution geschworen haben, hat als Priester seine maitresse geheirathet und sie, um sich beim Plebs beliebt zu machen, allen Hökerweibern und Straßengesindel als madame Cournon präsentirt. Nach der Revolution sind ihm wenig Freunde geblieben und selbst Lalande, mit dem er an einem Collegium angestellt war und der ihn darum son confrère nannte, verhehlte ihm deshalb ganz und garnicht seine große Verachtung.

Als Wieland Onkel Heinrich kennen lernte, war er vom ersten Augenblick für ihn

---

<sup>18</sup> Diese Verwechslung hat ein Irrtum Kleists veranlaßt, indem er schrieb (von Bülow S. 196): „Diesen Brief nimmt Alexander von Humboldt . . . mit sich bis Weimar.“ Der berühmte Naturforscher befand sich damals nach der „Chronologie der Reise in die Aequinoctialgegenden des Neuen Continents“ in Sta. Fé de Bogota und Umgehend.

<sup>19</sup> Hier findet sich eine Lücke im Original.

eingenommen und hat ihm ver- [2. Seite:] sichert, daß er eine große Idee von ihm gehabt hätte, daß er aber alles überträfe, was er von ihm erwartet hat und an HE. v. Werdeck hat er gesagt, daß wenn Onkel jemals soweit käme, das auszusprechen, was er in sich ahnen läßt, so würde die Kunst um Jahrhunderte vorwärts schreiten.

Nach Paris ist Onkel gereist um das im Reiche der Kunst und Wissenschaft zu erlernen was er Frankreich vor Deutschland vorausgeschritten glaubte, ist aber mit seinem Aufenthalte dort garnicht zufrieden gewesen, nachdem er die Erfahrung gemacht hat, daß die Franzosen, denen in der ganzen Welt alles nachgeäfft wird, bedeutend vor Deutschland zurück wären, trotzdem, daß gerade damals 1801 alle Kunstschatze und alle Gelehrten in Europa, nach Paris strömten.

Onkel Heinrich hat für den Bogen seiner Schriften 6 Louisd'or bekommen. Die Königin hat ihn monatlich mit 5 Louisd'or unterstützt."

Da auch diese Zeilen dartun, daß seine Familie weder den rechten Blick für die Eigenart und die geistige Bedeutung unseres Dichters, noch eine klare Vorstellung von seinem Werdegange hatte, genügt es zu bemerken, daß für den vorliegenden Bericht an den ältern Laland zu denken ist. Er wirkte von 1761 bis 1768 als Professor der Astronomie am Collège de France, dort also mußte "monsieur Cournon" „son confrère" gewesen sein.

[136] Heinrich von Kleist war in seinen Entschlüssen weder rasch noch sorglos. Als er der Wissenschaft absagte, eilte er nicht geradeswegs zur Kunst. „Ich bedarf Zeit, denn ich bedarf Gewißheit und Sicherheit in der Seele zu dem Schritte, der die ganze Bahn der Zukunft bestimmen soll," schrieb er und wie groß die Angst vor einem Fehlgriff war, lehren seine Worte: „Ich will mich nicht mehr übereilen — thue ich es noch einmal, so ist es das letztemal — denn ich verachte entweder alsdann meine Seele oder die Erde, und trenne sie." Wenn in solcher Stimmung aus seiner bebenden Seele die Frage laut wurde: „Wie eine unbegreifliche Fügung mich schnell unglücklich machte, kann nicht eine ebenso unbegreifliche Fügung mich ebenso schnell glücklich machen?" und er sich dann tröstete: „Habe ich denn nicht . . . Hilfsmittel in mir selbst? Habe ich denn nicht Talent, und Herz und Geist . . . Ist mir nicht jede ehrliche Arbeit willkommen und will ich einen größeren Preis als Freiheit, ein eigenes Haus und Weib?" vermochte er es wohl im Hinblick auf seine poetischen Arbeiten oder die Fortschritte, deren er sich in seiner Kunst bewußt war. Wie wäre sonst die warme Begeisterung und das tiefe Verständnis für künstlerisches Schaffen, das etwas unvermittelt in seinen Briefen zu Tage tritt, erklärlich? Hätte er sich nicht mit einiger Befriedigung „in der Erfindung, diesem Spiel der Seeligen, versucht", hätte er bei seinen Studien nicht empfunden, was Corregio empfand, als er vor einem Rafael ausrief: „Anch io sono pittore!“, er hätte nicht ein Kabinettstück schaffen können, wie jenen unvergleichlichen Brief an Karoline von Schlieben. Und als er nun sein „Ideal" der Schwester zeigte, als er sie einen Blick tun ließ in die heiligsten Regungen seiner Seele, als er ihr die Schmerzen seiner Brust offenbarte, fand er Gleichgiltigkeit, vielleicht gar hausbackene Ermahnungen. Anstatt seine Freude zu teilen und durch liebevolles Interesse die Kraft des Bruders zu mehren, verhielt Ulrike sich ablehnend gegen „das einzige Bedürfnis seiner Seele" und steigerte dadurch die Schmerzen, welche Zweifel am eigenen Können ihm wie jedem Werdenden bereiteten. Das kränkte ihn und machte ihn „so seltsam erbittert" gegen die Schwester „und Alles, was ihn umgab", und daher kam der resignierte Ton, der seine Pariser Briefe durchzieht. Ulrike lag dem Bruder in den Ohren, er solle eine Anstellung erstreben; ihr aufs Praktische gerichteter Sinn mahnte, ungeduldig der verrinnenden Zeit und seines zerschmelzenden Vermögens gedenkend, zu Erwerb. So rang er sich langsam und immer unter dem spornenden Einfluß entgegen wirkender Strömungen zu seiner Bestimmung hindurch. Ulrike mußte — diese Aufgabe scheint ihr von der Vorsehung gestellt zu sein — befördern, was



sie verhindern wollte. Nicht nur jetzt, sondern auch später, als Heinrich von Kleist schon den ersten Schritt auf seiner Bahn getan [137] hatte, mußte Ulrike den Kampf in sein Streben bringen, um ihn auf dem betretenen Wege fest zu halten und um in solchem Streite die volle Tüchtigkeit und Stetigkeit seines Charakters heranzubilden. Die Gewißheit darüber, daß die Entwicklung Kleists den hier angedeuteten Verlauf genommen hatte, erhalten wir aus seinen Briefen, jedoch erst als er, dem Drängen Ulrikes nachgebend, das eben errungene Glück dem Widerspruch der Schwester geopfert, um ihr gleich darauf eine neue Enttäuschung zu bereiten. Heinrich von Kleist wollte Lebensgenuß durch eine gute Tat verdienen. "Wenn ich mich aber . . . frage," lautete ein diesbezüglicher Ausspruch: „Wo gibt es denn etwas Gutes zu thun!? — ach, Wilhelmine, darauf weiß ich nur eine einzige Antwort." Mit dieser aber hielt er zurück, bis er alle die Antworten, die darauf hätten erfolgen können oder bereits darauf gegeben waren, entwertet hatte. Aus dem Bereiche der Möglichkeit entfernte er unter anderem auch die, welche die Erkenntnis seines geistigen Wachstums erschließt. Es sind nicht Nahrungssorgen, wenigstens nicht „für mich allein", erklärte er, die mich ängstigen; „denn wenn ich mich an das Bücherschreiben machen wollte, so könnte ich mehr als ich bedarf, verdienen. Aber Bücher schreiben für Geld — o nichts davon!" Und nun ließ er seiner Begründung, von der er das höchste Vertrauen der Erwählten erhoffte, ein Bekenntnis einfließen, wie er es nicht wieder ablegte, weil ihn nicht ein zweitesmal eine so heilige und schöne Liebe bewegte: „Ich habe mir, da ich unter den Menschen in dieser Stadt so wenig für mein Bedürfnis finde, in einsamer Stunde . . . ein Ideal ausgearbeitet; aber ich begreife nicht, wie ein Dichter das Lied seiner Liebe einem so rohen Haufen, wie die Menschen sind, übergeben kann. Bastard nennen sie es. Dich wollte ich wohl in das Gewölbe führen, wo ich mein Kind, wie eine vestalische Priesterin das ihrige, feierlich aufbewahre bei dem Scheine der Lampe — also aus diesem Erwerbszweige wird nichts. Ich verachte ihn aus vielen Gründen . . . denn nie in meinem Leben, und wenn das Schicksal noch so sehr drängte, werde ich etwas thun, das meinen innern Forderungen, sei es auch noch so leise, widerspräche." Heinrich von Kleist hatte also die Poesie als seinen Beruf, als das erkannt, das seinem Leben Inhalt, seinem Dasein Wert und Weihe verliehe, in ihr die Gottheit empfunden, der er dienen wollte. Er hätte sein Priestertum entwürdigt, hätte er in ihr einen „Erwerbszweig" erblickt. Für ihn durfte die Kunst nicht nach Brot gehen. Diese Erkenntnis beschwor aber wieder das Problem herauf, um dessentwillen er einst die Reise nach Würzburg unternommen hatte. Doch es schreckte ihn nicht; er kannte die Lösung. Sie bildete die positive, die „eine einzige Antwort" auf die Frage: „Wo gibt es etwas Gutes zu thun?" „Nun, liebe Wilhelmine, [138] komme ich auf das Erfreuliche," ließ sich unser Dichter vernehmen und enthüllte vorsichtig, zögernd, die Erwartung der Leserin durch Zwischensätze spannend, wie diesen: „Welch ein unsägliches Glück mag in dem Bewußtsein liegen, seine Bestimmung ganz nach dem Willen der Natur zu erfüllen!" seinen Plan: „Ich will im eigentlichen Verstande ein Bauer werden. . . Was meine Familie und die Welt dagegen einwenden möchte, wird mich nicht irre führen. Ein jeder hat seine eigene Art, glücklich zu sein, und niemand darf verlangen, daß man es in der seinigen sein soll. Die Menschen mögen über mich spötteln. . . Meine Vernunft will es so, und das ist genug." Es scheint fast, als hätte Kleist an diesen Ausweg schon früher gedacht, als er von Göttingen aus seinem Grundsatz: "Falsch ist jedes Ziel, das nicht die reine Natur dem Menschen steckt," die bedeutungsschweren Worte: „Ich habe fast eine Ahnung von dem rechten" in die Frage ausklingen ließ: „Wirst Du, Wilhelmine, mir dahin folgen, wenn Du Dich überzeugen kannst, daß es das rechte ist?" Warum sonst hätte er ihr unmittelbar darauf das Studium Rousseaus empfohlen und ihr gestanden, daß er sie am liebsten durch diesen Apostel des Naturevangeliums bilden lasse?

Daß seine Schwester dieses Εὐρηκα nicht mit Freude begrüßte, bedurfte kaum der Versicherung: „Ich habe mit Ulrike häufig meine Lage und die Zukunft überlegt, und das

Mädchen thut Alles Mögliche, mich, wie sie meint, auf den rechten Weg zurückzuführen, aber das ist eben das Uebel, daß jeder seinen Weg für den rechten hält." Ihr war ein Amt im Vaterlande das ceterum censeo, und es muß ihr beigeplichtet werden, wenn sie behauptete, ihr Bruder, der weder etwas von der Ackerwirtschaft verstand, noch an körperliche Arbeit gewöhnt war, werde in einer solchen Beschäftigung das ersehnte Glück nicht finden. Kleist, „verliebt in den Gedanken, ein Feld zu bauen“, wartete dagegen nicht den Bescheid Wilhelminens von Zenge ab, obgleich ihre „Einstimmung ein Haupterfordernis“ bilden sollte. Die Geschwister verließen, von Lohse begleitet, am 17. November 1801 Paris. Die ablehnende Antwort der Braut erschien unserm Dichter wie ein Schatten, den der Morgen des Reisetages über seine Zukunft breitete.

In Frankfurt am Main verabschiedeten sich die Freunde von Ulrike und wanderten zu Fuß nach der Schweiz. Kleist hoffte in Basel Heinrich Zschokke zu treffen. Da dieser infolge politischer Unruhen seinen Abschied genommen hatte und „einen guten Ruf und viel Liebe“ zurücklassend, nach Bern übergesiedelt war, folgte ihm Kleist dorthin. Er konnte für seine augenblicklichen Absichten keinen passenderen Umgang finden als Zschokke. Dieser ehemalige Frankfurter Privatdozent wandelte dieselben Pfade, wie seine Worte bezeugen: [139] „Ich war glücklich, war vergnügt und bins noch izt, und umsomehr, da ich mich meinem endlichen Ziele immer mehr näherte, nämlich fern vom Getümmel der Welt auf einem eigenen Landgut am Fuße der Alpen dem Landbau, den Wissenschaften und der Freundschaft zu leben. Dies war von jeher mein Lieblingswunsch.“ Wichtiger jedoch war, daß Kleist durch ihn in einen Kreis kam, der „für die Kunst des Schönen, für Poesie, Literatur und schriftstellerische Glorie atmete“, und daß er sich in Gesellschaft Zschokkes, Ludwig Wielands und Geßners so wohl fühlte, daß er, da diese „freigebig von poetischen Schöpfungen“ mitteilten, ihnen „eines Tages sein Trauerspiel, die Familie Schroffenstein vorlas“. Zum erstenmale traf er Freunde, Männer, die empfanden wie er, die gleiches Streben mit ihm verband. Sie brachten ihm Verständnis entgegen, bemühten sich, dem Geiste seiner Dichtung gerecht zu werden und zollten ihm Beifall; sie „schmeicheln mir,“ sagte er, gewiß, ohne an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln, und auch gewiß nicht, ohne zu fühlen, daß er ihnen überlegen sei. Im Genusse dieses Glückes gab er den Plan, ein Gut zu bewirtschaften, nicht auf, sondern zog nach Thun, von wo aus er am 1. Februar 1802 an Zschokke melden konnte, daß er „wegen eines Mißverständnisses“ etwa zwei Wochen zu früh aufs Land gekommen sei und fügte hinzu: „Was mich betrifft, wie die Bauern schreiben, so bin ich, ernsthaft gesprochen, recht vergnügt, denn ich habe die alte Lust zur Arbeit wieder bekommen.“ Wenn es in den Briefen an Ulrike aus jenen Tagen heißt: „Ich kann Dir versichern, daß in der Zukunft für mich zur Notdurft gesorgt ist. Du kannst es errathen, ich mag darüber nichts sagen“; und: „Ich weiß jetzt doch, wie ich mich ernähren kann. Erlaß mir das Vertrauen über diesen Gegenstand, Du weißt, warum?“ so bekannte er sich damit auch ihr gegenüber zu seinem wahren Berufe. Da er „ein Geschäft hatte bei dem Buchhändler Geßner“, reiste er am 18. März 1802 wieder nach Bern und unternahm von hier aus am 27. März mit Zschokke, Wieland und Geßner „eine kleine Streiferei durch den Aargau“. Nach einem kurzen Aufenthalt in Aarau trennten sich die Freunde. Für Kleist und Zschokke war es ein Abschied für immer. Dieser bezog Schloß Biberstein, jener begab sich über Bern und Thun auf jene Aarinsel, deren auch Ulrike Erwähnung tut.

Nach ihrer „Erzählung“ ließ Kleist sich dort nieder, um „seine Familie Schroffenstein auszuarbeiten“. Da wir wissen, daß diesem Titel ein oder gar zwei andere vorangingen, so ist nicht klar, ob Ulrike die Mitteilung auf Grund einer wirklichen Äußerung ihres Bruders, mit dem sie „mehrere Tage“ auf „seiner lieben Ahr Insel“ zubrachte, tat, oder, ob sie ihre spätere Vermutung für eine solche hielt. Letzteres scheint zuzutreffen. Ulrike kann den endgiltigen Titel

[140] „Die Familie Schroffenstein“ erst erfahren haben, als sie in die Schweiz eilte, um ihren kranken Bruder zu pflegen, also Ende September 1802. Wenn dagegen Zschokke sich einer Vorlesung des vollendeten Trauerspieles erinnerte; denn „im letzten Akt ward das allseitige Gelächter der Zuhörerschaft . . . so stürmisch und endlos, daß, bis zu seiner letzten Mordszene zu gelangen, Unmöglichkeit wurde“, so mußte sich das spätestens in der Mitte des April, vor jener Fußreise durch den Aargau und somit vor der Übersiedlung nach der Aar-Insel ereignet haben. Da nun Heinrich von Kleist am 18. März bei dem Buchhändler Geßner in Bern zu tun hatte, und er ferner davon sprach, daß das, was er erwerbe, „so gerade wieder drauf gehe“, darf wohl angenommen werden, daß er an diesem Tage den letzten Teil des Druckmanuskriptes seinem Verleger überbracht habe, nachdem er früher bereits die Blätter bis zur zweiten Szene des vierten Aktes „abgeschickt“ hatte. Vielleicht empfing er auch einen Teil des Honorars. Daß er auf eine Einnahme rechnete, darf aus der Versicherung geschlossen werden, die er der Schwester mit den Worten gab: „Läßt es sich machen, so bleibt das Geld“, — das sie ihm geschickt hatte, — „fern von meinen unsichern Händen“. Nach einer abgeschlossenen Arbeit „abenteuerte“ er um so froher „durch Thäler und Wälder“. — Tieck unterrichtete darüber, daß Kleist auf den Rat Ludwig Wielands „die Szene aus Spanien nach Deutschland“ verlegte, und Eugen Wolff erwies in einer sehr verdienstlichen Arbeit, daß dies nach Vollendung des ganzen Werkes und nachdem jenes eben genauer bezeichnete Bruchstück zum Druck abgesendet worden war, erfolgte. Wenn der Dichter sich damit begnügte, für diese Veränderung vom Beginn des vierten Aktes an „einige Nachrichten für den Abschreiber“ an den Rand zu setzen, so hatte er für die genauere Durchführung des Ortswechsels und was damit zusammenhängt, mündlich Vorsorge getroffen. Darauf sollte sich im Sinne Kleists, wenn ich ihn recht verstehe, Wielands Anteil an seinem Werke beschränken. Daß er trotzdem wahrscheinlich mit dem Freunde übereinkam, das Buch anonym erscheinen zu lassen, ist ein Zeichen seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit, die den charakterlosen Wieland seinerseits nicht davor zurückscheuen ließ, sich als Verfasser zu nennen und sich seiner Urheberschaft selbst vor seinem Vater zu rühmen. Wie weit er die Erlaubnis des Dichters ausdehnte und wie unverantwortlich an Kleists geistigem Eigentum er sich vergriff, hat Eugen Wolff dargetan. Im Druck erschien „Die Familie Schroffenstein“ in den ersten Tagen des Jahres 1803, und nun erst erfuhr Kleist, was Wieland angerichtet hatte. Tief verstimmt schrieb er darum seiner Schwester: „Leset das Buch nicht. . . Es ist eine elende Scharteke.“

[141] Was arbeitete Kleist aber auf der Aar-Insel, wenn er nach Vollendung seiner Tragödie dorthin kam? Es kämen „Der zerbrochene Krug“, „Robert Guiskard“ und „Leopold von Oesterreich“ in Betracht. Leider wußte Tieck, dem wir die Überlieferung dieses Titels verdanken, nichts weiter, wie Graf Schack von ihm erfragte, als daß Kleist den Vorsatz hegte, eine solche Tragödie zu schreiben, und auch Wilbrandt hat, durch Pfuel dazu in den Stand gesetzt, dem nur wenig hinzufügen können. Die Vermutung liegt aber nahe, daß die damaligen traurigen politischen Zustände der Schweiz unsern Kleist an die ruhmreiche Vergangenheit des Landes erinnerten, und daß er für all diesen Jammer nur ein Heilmittel in einem Ereignis sah, wie die Schlacht bei Sempach es einst unter kaum besseren Verhältnissen gewesen war. Um einen solchen Plan in Angriff nehmen zu können, war er „vor etwa vier Wochen“, d. i. Ende März oder Anfang April 1802, „im Begriff nach Wien zu gehen“, weil es ihm auf der Aar-Insel „an Büchern fehlte“. Vom Betriebe der Landwirtschaft konnte fortan nicht mehr die Rede sein; seitdem er an Wilhelmine von Zenge irre geworden, mußte er sich „mit Lust oder Unlust, gleichviel, an die Schriftstellerei machen“.

Wodurch die Reise nach Wien, die für den Winter 1802 bestimmt in Aussicht genommen war, vereitelt wurde, deutet Ulrike an. Die Art, wie sie diese Verhältnisse berührt, ist so

charakteristisch für sie, daß ihre Ausführlichkeit uns um deswillen lieb ist. Bewahrt sie in den Mitteilungen über den Bruder eine gewisse scheue Zurückhaltung, vermeidet sie es, ins Einzelne zu gehen, so tritt sie, als sie von sich selbst reden, als sie eigene Erlebnisse schildern darf, weil sie die allein Handelnde ist, aus dieser Reserve heraus. Alle Gemessenheit läßt sie fallen und gibt statt kurzer Bemerkungen in behaglicher Breite eine frische lebendige Schilderung einer bewegten Episode ihres Lebens. Sie erzählt, auch darin dem Bruder ähnlich, indem sie dem Hörer auch nicht den geringsten Nebenzug vorenthält. Niemals verleugnet sie ihr Soldatenblut, und das Mädchen, von dem es in der „Geschichte des Geschlechts von Kleist“ heißt, es habe Napoleon ermorden wollen, zeigt sich so entschlossen und tapfer und dabei so echt weiblich, daß man die dankbare Neigung des Bruders zu ihr nun noch besser zu begreifen glaubt.

Die Aar-Insel hatte Heinrich von Kleist für ein halbes Jahr gemietet, kehrte aber schon nach zwei Monaten krank nach Bern zurück, wo ihn Dr. Wytttenbach behandelte. Im August war er dann soweit hergestellt, daß er jenen Brief an seinen Schwager von Pannwitz absenden konnte, der Ulrike veranlaßte, nach der Schweiz zu fahren. Sie betrat vom Krieg durchwogtes Gebiet. Die Unruhen waren heraufbeschworen durch den Kampf um die Föderativverfassung [142] der Eidgenossenschaft auf der einen und durch das Festhalten an den neuen Einrichtungen des Einheitsstaates, der „Helvetischen Republik“, auf der andern Seite. Nachdem die Partei der Kantonsouveränität eine kurze Zeit das Übergewicht gehabt hatte, wurde sie im April 1802 wieder gestürzt und der Einheitsstaat aufs neue gestärkt. Die Feinde der Helvetik ruhten aber nicht; die Berner Aristokraten rüsteten sich zur Gegenrevolution. „Während Kleist auf der Aar-Insel eine Idylle lebte und eine Tragödie schrieb, bildete sich in seiner nächsten Nähe, auf dem Thuner Schlosse, eine Verschwörung edler Berner, welche einen allgemeinen Aufstand gegen die helvetische Einheitsregierung planten.“ Als dann Napoleon unter dem Vorwande, der Schweiz ihre Unabhängigkeit zu lassen, seine Truppen aus dem Lande zurückzog, brach die Helvetik zusammen. Der Schultheiß von Burgdorf Rudolph Ludwig von Erlach, der 1801 einen Verein altgesinnter Schweizer zur Wiederherstellung der Eidgenossenschaft gestiftet hatte, stellte sich im Sommer 1802 an die Spitze des bewaffneten Aufstandes, zog im August nach Solothurn und vertrieb am 19. September die helvetischen Behörden aus Bern, das er zu beschießen begann. Auf dem Zuge dorthin holte ihn Ulrike von Kleist ein.

Unter denen, die ihres Amtes enthoben wurden, befand sich auch der junge Wieland. Welchen „kleinen Posten er bekleidet“, ist aus dem Protokoll des Vollziehungsrates vom 24. März 1801 ersichtlich. Darnach wurde Ludwig Wieland, „fils du célèbre Auteur de ce nom“ bei der helvetischen Regierung beschäftigt „comme volontaire et employé supernuméraire sans appointement déterminé“. Nun erhielt er den Befehl, „innert zwey Stunden außert der Stadt“ zu sein. „Wie ein Deus ex machina fand sich“, nach einem Briefe Geßners, „Kleist und seine Schwester, die eben über Neuchatel nach Jena reisen wollten“. Auf Wielands Bitte um einen dorthin lautenden Paß erhält er den Bescheid, „der Leckersbub soll über Basel und in einer Stunde weg seyn“. Damit war den Reisenden der Weg für die Heimkehr nach Deutschland gewiesen.

Ein Suchender hatte Heinrich von Kleist sein Vaterland verlassen. Die Versuche, seinen seelischen Kräften in einem Berufe die glücklichste Entfaltung zu ermöglichen und dadurch sein Ich mit diesem Beruf zu einer Wesenseinheit zu verschmelzen, hatten keine reine Formel ergeben. Enttäuscht im Dienste der Wissenschaften, fürchtete er von der Kunst nur berufen, nicht auserwählt zu sein und hoffte deshalb durch körperliche Arbeit endlich zu genesen. Die Saat, die er in Deutschland gestreut, ging in Frankreich auf und reifte in der Schweiz zur goldenen Frucht. Des Irrrens müde, doch im dunkeln Drange seines Herzens sich des rechten Weges bewußt, hatte er die helvetische Grenze überschritten, und als er der Schweiz den

Rücken [143] kehrte, grüßte er die Heimat als sich wissender Dichter. In dem Bewußtsein, nun seiner natürlichen Bestimmung gemäß wirken zu müssen, verschmerzte er die schweren Opfer, die ihn die Erkenntnis seines irdischen Zieles gekostet hatte. Unter Verzicht auf ein eigen Haus und Weib war der Zweck der Würzburger Reise erreicht. Ein neuer Abschnitt seines Lebens begann; die Lehrjahre hatten ein Ende.

Von den drei Wünschen, die Kleist sich „beim Auf- und Untergange der Sonne wiederholte, wie ein Mönch seine drei Gelübde“, hatte ihm der Himmel also nur einen gewährt, die Freiheit. Und selbst diese mußte er eine Zeitlang wieder daran geben. Daß er es auf Antrieb Ulrikes tat, bedarf nicht der Erwähnung, wohl aber, daß er trotzdem keinen Augenblick seinem wahren Berufe untreu wurde. Daß diesem Schritte mehrfache Wirrungen entsprangen, ist bekannt, und Ulrike verschwieg ihrer Zuhörerinnen deren keine. Welche Erlebnisse dieser Entsagung voraufgingen, erzählte sie ebenfalls ausführlich, so daß es genügt, einige ergänzende oder berichtigende Bemerkungen daran zu knüpfen.

Heinrich von Kleist begab sich in Begleitung seiner Schwester über Jena und Weimar nach Osmanstädt, um den alten Wieland zu besuchen. Daß Ulrike diesen Besuch in Männerkleidern machte, erfuhr der Oberonsänger einige Zeit später durch ihren Bruder. Von hier aus reiste sie nach Frankfurt an der Oder, wo sie ausgangs Oktober eintraf. Daß sie „froh“ war, „ihn nun bei Wieland zu wissen“, sprach sie auch dem Bruder aus. Diesen spornte das wohl-wollende Interesse und uneingeschränkte Lob des berühmten Mannes an und tat ihm so wohl, daß er anfang „wieder Anteil an der Welt zu nehmen“. „Allem Erdenglück“ nahe, bekannte er bald der Schwester: „Ich habe mehr Liebe gefunden als recht ist und muß über kurz oder lang wieder fort; mein seltsames Schicksal!“ Gemartert von dem Zwiespalt zwischen Erschautes und Vollbrachtem, erneuerte er in Leipzig die Beziehungen zu Hindenburg. Wie er dort empfangen worden war, hatte er Ulrike geschrieben und sie entsann sich noch der Worte, mit denen Hindenburg ihren Bruder in Verlegenheit setzte, der liebenswürdigen Art aber, in der Kleist den Gelehrten beschwichtigte, erinnerte sie sich nicht mehr. Wäre ihr diese gegenwärtig gewesen, sie hätte schwerlich die Vermutung ausgesprochen, ihr Bruder sei zu Hindenburg gegangen, „um Collegia zu hören“. Sie verwechselte vielmehr Hindenburg und Kerndörffer, bei welchem Kleist Unterricht in der Deklamation nahm und seine „eigene Tragödie bei ihm declamieren“ lernte. Da Heinrich August Kerndörffer Lektor der deutschen Sprache an der Universität Leipzig war, ist dieser Irrtum entschuldbar. Ist er auch verzeihlich? Soweit er diese Tatsache betrifft, gewiß. Dadurch aber, daß Ulrike das Vertrauen ihres [144] Bruders über das schönste Empfinden seiner Seele schroff zurückwies, sein Mitteilungsbedürfnis, soweit es sich auf seine künstlerischen Pläne erstreckte, unbefriedigt ließ, verlor sie vollständig den Einblick in die Entwicklung seines seelischen Wachstums. Die Folgen dieses Mißstandes fühlt der Leser obiger Mitteilungen schmerzlich, weil Ulrike sich auf das Erzählen äußerer Geschehnisse beschränken mußte, wo sie hätte heißquellendes Leben schildern können.

Als Kleist von Leipzig nach Dresden gefahren war, bat er die Schwester am 3. Juli um Geld zur zweiten Reise nach der Schweiz. Sie brachte es und fand „ihn ganz vergnügt über die Aussicht mit seinem lieben Pfuel so lange zusammen sein zu können, welches Glück er nicht hoch genug anschlagen konnte“. Er hatte ihr darüber geschrieben: „Da ich doch einmal in meinem Vaterlande nicht, nicht an Deiner Seite leben kann, so gestehe ich, daß mir selber für jetzt kein Platz auf der Erde lieber und auch nützlicher ist, als der an der seinigen.“

Über die Begegnung der beiden Freunde mit Herrn von Werdeck in der Schweiz vermochte ich ebensowenig näheres zu ermitteln, wie über Kleists Aufenthalt in dem damals französischen Coblenz. — Ulrikes Beschreibung der Morgue ruft die anschaulichere ihres Bruders, wie er sie am 16. Oktober 1801 für Louise von Zenge abgefaßt hatte, ins Gedächtnis zurück. — Der Brief

aus St. Omer an den preußischen Gesandten, den Marchese Lucchesini, von dem Kleist erklärte, er „müsse unverkennbare Zeichen einer Gemütskrankheit enthalten“, trug ihm einen Paß nach Potsdam ein. Auf der Reise dorthin begegnete er in Paris der Frau von Haza, deren auch Ulrike — der Name ist phonetisch „Hasa“ wiedergegeben — Erwähnung tat und die einen Abend in Kleists Gesellschaft dem Besuch der Oper vorzog. — In der ersten Hälfte des November 1803 mußte unser Dichter nach Mainz gekommen sein, wo er im Hause des Professors Dr. Georg Christian Wedekind erkrankte. Wenn Kleist gegen Henriette von Schlieben äußerte: In Mainz, „wo ich endlich krank niedersank, und nahe an fünf Monaten abwechselnd das Bett oder das Zimmer gehütet habe. Ich bin nicht im Stande vernünftigen Menschen einigen Aufschluß über diese seltsame Reise zu geben. Ich selber habe seit meiner Krankheit die Einsicht in ihre Motive verloren, und begreife nicht mehr, wie gewisse Dinge auf einander folgen konnten“, so dürfte sein Leiden nicht so harmloser Natur gewesen sein, wie es nach den Worten seiner Schwester den Anschein hat. Im März 1804 empfahl Wedekind den Dichter in Coblenz und bat am 3. April den alten Wieland um Auskunft, bei welcher Gelegenheit er ihm Kleists Einfall, bei einem Tischler in Arbeit treten zu wollen, mitteilte. Das ist ein Zeichen tiefster Niedergeschlagenheit, nur der Er- [145] schütterung vergleichbar, in der er aus Schmerz darüber, daß er Ereignisse, wie die Schlachten bei Wagram und Aspern, „zu überleben bestimmt war“, von Prag aus seufzte: „Was ich ergreifen werde, . . . weiß ich nicht; denn wenn es auch ein Handwerk wäre, so würde bei dem, was nun die Welt erfahren wird, nichts herauskommen.“ Stumpfer Gleichmut, ohne Zweifel eine Folge seines Befindens, beherrschte ihn und machte ihn dem Vorschlag geneigt, noch einmal in die Beamtenlaufbahn einzutreten.

Ulrikes Zeitbestimmung lautete: „Leopold war damals erst kürzlich verheiratet und lebte in Potsdam.“ Die Hochzeit ihres jüngsten Bruders, der Premier-Lieutenant und Adjutant im Leib-Garde-Regiment war, mit der Tochter des verstorbenen Majors von Blanckensee, Wilhelmine Agnese Dorothea Friederica hatte am 20. Juni 1804 stattgefunden. Mit Hilfe dieses Datums läßt sich aus Kleists Briefen die Folge der Vorgänge ziemlich sicher feststellen. Wenn es von unserm Dichter hieß: „Doch überwand er sich und kam nach Frankfurt“, so geschah dies nicht unmittelbar von Coblenz aus und auch nicht gleich nach dem ersten Wiedersehen „sollte“ Ulrike „mit ihm nach Berlin“ reisen. Den unvermittelten Anfangsworten zufolge, mußte dem Briefe vom 24. Juni 1804 eine Unterredung mit der Schwester vorausgegangen sein. Kleist wäre also Mitte Juni in Frankfurt an der Oder gewesen und von hier aus ohne seine Schwester in Gesellschaft von „Ernst und Gleißenberg“ nach Berlin gefahren. War „Ernst“ von Pfuel, was sehr wahrscheinlich ist, so mußte der Dichter, ehe er nach Frankfurt ging, in Potsdam vorgesprochen haben. Dort war in der Tat „eines Abends, als Pfuel — wie dieser berichtete — schon im Bette lag, plötzlich der verschollene Kleist vor ihm erschienen“. Nachdem er dann im Vaterhause geweilt, kehrte er nach Berlin zurück und bemühte sich eifrig um einen Platz im Staatsdienste. Daß dies nicht abging, ohne daß man ihm vorwarf, was ihm ja auch Ulrike verargte, „Versche gemacht“ zu haben, ist sattsam bekannt. Nach manchem schweren Wege klagte er der Schwester: „Ich habe jetzt die Wahl unter einer Menge von sauern Schritten, zu deren einem ich zuletzt fähig sein werde, weil ich muß. Zu Deinen Füßen werfe ich mich aber, mein großes Mädchen; möchte der Wunsch doch Dein Herz rühren, den ich nicht aussprechen kann.“ Wenn er später versicherte: „Zu einem Amte wird er — der Major Gualtieri — mir verhelfen, zum Glück aber nicht;“ und: „Ich weiß doch, daß Du mir gut bist, und daß Du mein Glück willst, Du weist nur nicht, was mein Glück wäre“, so ermessen wir die Tiefe seines Leides und bewundern die Kraft, mit der er sich selbst zu überwinden versuchte. Als er der Schwester gemeldet: „Ich kann Dir jetzt die sichere Nachricht geben, daß der [146] König mein Gesuch günstig ausgenommen hat“, nun erst war sie bereit, „ihr Wort zu halten und zu ihm nach Berlin zu kommen“. „Das Einzige,“ sagte Kleist, „um dessentwillen mich der glückliche Erfolg

meines Gesuches wahrhaft freut." Ulrike langte im September in Berlin an und fuhr dann mit Heinrich zusammen nach Potsdam. Der Aufenthalt dort dauerte nach ihrer Angabe bis nach Neujahr 1805. Der Vorwurf jedoch, daß der Dichter nicht „das aller geringste zu seiner Anstellung getan hätte“, dürfte höchstens für eine kurze Frist gelten. Wenn er im Dezember „von Tag zu Tage auf eine Entscheidung vom Minister wartete, ob er vorläufig noch in Berlin bleiben, oder sogleich nach Franken gehen solle“, hätte diese Ruhepause des noch immer nicht ganz hergestellten Dichters sich nicht über mehr als sechs Wochen ausgedehnt.

Aus der Erwähnung Frankens als seiner Wirkungsstätte konnte auf Hardenberg als jenen Minister geschlossen werden, der Kleist dem Altensteinschen Bureau zugewiesen. Mit den sehr zuversichtlichen Worten: „Excellenz, hier stelle ich Ihnen einen jungen Mann vor, wie ihn das Vaterland braucht, lernen sie ihn kennen, und geben Sie ihm eine Anstellung“ führte Altenstein ihn beim Minister ein. Altenstein, der für Kleist „handelte“, war damals Geheimer Oberfinanzrat und Mitglied des Generaldirektoriums. Seiner bekannten lebenswürdigen und verbindlichen Art gelang es, den Dichter im „Finanzfach“ unterzubringen. Da Ulrikes Anekdote über den Fleiß ihres Bruders nicht zu bezweifeln ist, kann sie als Zeichen seines Wohlbefindens und als Beweis dafür gelten, daß Wedekind recht hatte, als er von seinem Patienten behauptete: „Thätigkeit sei alles, was ihm fehle.“

Hardenberg war im August 1804 an Stelle des Grafen Haugwitz Minister des Auswärtigen geworden. Wenn er Heinrich von Kleist vorschlug, Kameralwissenschaft zu studieren, befolgte er damit ein königliches Reskript vom 29. März 1794, nach welchem „im Interesse einer besseren Vorbildung, namentlich der für das Finanzfach bestimmten Beamten, die Einführung eines cameralistischen Cursus verfügt worden war“. In Ostpreußen scheint dieses Reskript einen besonders freudigen Widerhall erweckt zu haben. Wenigstens hegte der Oberpräsident von Schrötter die Absicht, „der Unwissenheit der Cameralofficianten und eben damit zugleich dem Ueberlauf von Seiten der jungen Leute, die sich stark zur Cammer drängten“, zu steuern und forderte deshalb zu Anfang des Jahres 1795 den Professor Christian Jacob Kraus auf, einen Plan auszuarbeiten, „nach welchem das Studium der sogenannten Cameralwissenschaften auf der Universität Königsberg in Gang gesetzt werden könnte“. Auf welcher niedriger Stufe damals derartige Studien standen, geht am [147] besten daraus hervor, daß man ihre Inhaltlosigkeit benutzte, um von einem Studenten, der nichts lernte, sprichwörtlich zu sagen: „Er studirt Cameralia.“ Daß der Erfolg des angeführten Reskriptes im allgemeinen kein sonderlicher war, legt der Umstand dar, daß noch im Jahre 1813 eine preußische Ministerialverfügung vom 27. September verordnen mußte: „Die Studirenden von dem unglücklichen Wahne abzuhalten, als erfordere das Studium der Cameralwissenschaften einen minder angestregten Gebrauch der intellectuellen Kräfte als das der Theologie, Medizin, Jurisprudenz.“ Königsberg bildete unter den Hochschulen eine rühmliche Ausnahme, und Jacob Kraus konnte schon im Januar 1797 „triumphiren“, „daß in ganz Deutschland ein so lehrreicher Cursus von sogenannten Cameralwissenschaften nie gelehrt worden, als hier seit Jahr und Tag“. Kraus war, wie Ulrike erzählte, auch der Lehrer Heinrichs von Kleist. Wenn sie „Krause“ sagte, folgte sie dem Beispiele einiger Schriftsteller, die, wie J. Bernoulli, J. F. Goldbeck, Trommsdorff und Traugott Krug, dem Namen irrthümlich ein „e“ anhängen; Kraus selbst mußte seinen Bruder anhalten — in einem Briefe vom 4. März 1806 — auf die richtige Fassung des Namens zu halten, und trotzdem schrieben die Verwandten, als sie seinen Tod in der Zeitung anzeigten: „Christian Jacob Krause“. Seit 1781 wirkte er als Professor für praktische Philosophie und Cameralwissenschaft an der Albertina. Seine Tätigkeit, soweit sie auf die Vorbildung der Beamten des Finanzfaches sich erstreckte, kann insofern nicht zu seinem Amte als Universitätslehrer gerechnet werden, als er für diese außerordentliche Mühewaltung nicht aus

dem Universitätsfonds, sondern aus der Kasse der ostpreußischen Domänenkammer honorirt wurde. Im Jahre 1798 trug er Artillerieoffizieren Mathematik vor, die er vor Studenten fast regelmäßig und in ganz ausgezeichnete Weise las. Vielleicht regte er auch Heinrich von Kleist wieder zu solchen Studien an. Damit war Kraus' Lehrgebiet keineswegs erschöpft. Das „kleine vertrocknete Männlein mit dem schielenden, aber dennoch geistvollen Blick“ verfügte neben den genannten Fächern über ein ausgedehntes Wissen in der Geschichte und eine so tiefe Kenntnis alter und neuer Sprachen, daß er über Homer, Plato und Shakespeare Kollegia hielt. Hegte Jacob Kraus eine Vorliebe für englische Literatur, so schätzte er doch auch Montaigne und Rousseau und liebte vorzüglich Lessing. Es gab also der Punkte genug, von denen aus, falls Kleist auch außeramtlich in des Philosophen Kreis kam, befruchtende Keime in eines Dichters Seele fallen konnten. Die Philosophie trieb Kraus, wie er sich auszudrücken beliebte, *à la manière*, d. h. derart daß, und insoweit als sie zur „Besserung des Menschengeschlechts, zur Reinigung des Gemüthes“ beiträgt, und [148] auch das war im Sinne Kleists, der das „Handeln“ so hoch über das „Wissen“ stellte. Als dann im Oktober 1805 Wilhelm Traugott Krug, Wilhelmine von Zenges Gatte, als Nachfolger Kants in Königsberg der Vorgänger Herbarts wurde, sollte die praktische Philosophie mit der spekulativen vereinigt werden, und Kraus fortan nur die Kameralwissenschaften lehren. Sein Eifer für diese war ganz im Sinne seiner Veranlagung im Mai oder Juni 1791 durch Unterhaltungen über Staatswissenschaften mit dem Finanzrat von Struen-see, den wir als Minister schon erwähnten, neu belebt und frisch gekräftigt worden. Als Nationalökonom folgte Jacob Kraus den Lehren Adam Smiths, dessen Werk vom Nationalreichtum er als seine „Hauptquelle“ bezeichnete, und das er als „eins der wichtigsten und wohlthätigsten Bücher“, die „je geschrieben“ wurden, pries. Wenn er von seiner Finanzwissenschaft behauptete, sie sei „fast ganz Auszug aus Smith' letztem Bande“, und er habe „bloß in den Capiteln über Domänen und Regalien umständliche Belehrungen über das, was bei uns stattfindet, eingeschaltet“, so wäre doch besser von einem selbständigen Durchdringen und freien Ausgestalten Smithscher Ideen zu sprechen. Welchen Eindruck der „stille und unscheinbare Gelehrte, der der Öffentlichkeit alle Zeit fern geblieben war, . . . und doch in überraschender Genialität für die große Praxis des Staats- und Völkerlebens tiefes Verständnis und selbst den Beruf zu thatkräftigem Mithandeln entwickelte“, auf Kleist machte, brachten erst die Geschehnisse nach Kraus' Tode ans Licht. Der Kurator Hans von Auerswald hatte ihm bereits „*Justus et sapiens patriae profuit*“ auf den Grabstein geschrieben, als sich in den „Berliner Abendblättern“ ein Streit um sein Verdienst erhob. Nach dem Frieden von Tilsit, als man daran ging, eine Erneuerung Preußens zu bewirken, stellten die Kreise der „Abendblätter“ die Frage: „Welche geistige Macht soll in Preußen nach dem nationalen Zusammenbruch zur Herrschaft kommen, die principielle Anerkennung der Revolution oder die principielle Gegnerschaft derselben? Die Reform der wirtschaftlichen Zustände Preußens in der durch Adam Smith' Werk vom Nationalreichtum vorgeschriebenen Richtung, oder die wesentliche Erhaltung Preußens als eines Agriculturstaates?“ Adam Müller und sein Anhang wollten den Staat Friedrichs des Großen „organisch“ weiter bilden, sie traten deshalb den Vertretern der Smith-Kraus-schen Lehre, die in den Regierungskreisen Preußens die Mehrheit bildeten, sehr energisch entgegen, und Heinrich von Kleist nahm, worauf ich schon hinwies, Müllers Partei.<sup>20</sup> Er hatte also, falls er [149] überhaupt unter Kraus' Einfluß gestanden, was ich

---

<sup>20</sup> Vgl. H. Prutz, Die Königliche Albertus Universität. Königsberg 1894; S. 9. 22. 23. — J. Voigt, Das Leben des Professors Christian Jacob Kraus, Königsberg 1819; S. 357. 387. 94. 97. 320. 123. 358. 372. — G. Krause, Beiträge zum Leben von Chr. J. Kraus. „Altpreuß. Monatsschrift“ Königsberg 1881; Band 18; S. 59. — Urceus [W. T. Krug], Meine Lebensreise



bezweifeln möchte, sich diesem Einfluß entzogen, ohne die wissenschaftliche Bedeutung seines ehemaligen Lehrers zu verkennen. Vielleicht war er dem Mathematiker Kraus mehr verpflichtet als dem Nationalökonom. Daß Kleist sich wieder mit Mathematik beschäftigte, bezeugt der Anfang eines Aufsatzes: „Oft sitze ich an meinem Geschäftstisch über den Acten, . . . oder ich suche, wenn mir eine algebraische Aufgabe vorkommt, den ersten Ansatz, die Gleichung . . . und siehe da, wenn ich mit meiner Schwester davon rede, welche hinter mir sitzt, und arbeitet, so erfahre ich, was ich durch stundenlanges Brüten nicht herausgebracht haben würde.“

Ulrike besuchte also, das bestätigt auch ihre „Erzählung“, ihren Bruder in Königsberg. Sie wußte ihn in ihrem Sinne versorgt und freute sich gewiß auf das Zusammensein mit Heinrich ebenso, wie er selbst. Ihrer Hilfe bedurfte er nicht, da er „Diäten vom F. Departement“ empfing. Diese meinte Ulrike wohl mit dem „Wartegeld“; daß es „beinahe sechshundert Thaler“ betrug, erfahren wir erst durch sie. Wann fand nun dieses Beieinandersein der Geschwister statt? Ulrike kehrte — das ergibt Kleists Brief vom 24. Oktober 1806 — von Königsberg nach Frankfurt a. d. Oder zurück und reiste dann in den letzten Tagen des Oktober oder den ersten des November nach Schorin. Hieß es in demselben Briefe: „Ich war zu Ende des Sommers fünf Wochen in Pillau, um dort das Seebad zu gebrauchen“, so kann der Aufenthalt Ulrikes in Königsberg nicht über den Juli hinaus gewährt haben. War Kleist zu Beginn des Jahres 1805 nach Ostpreußen gekommen, wurde er Ende Januar 1807 gefangen genommen und lag zwischen diesem Datum und der Heimkehr Ulrikes ein halbes Jahr, so muß ihre Abreise in den Juli 1806 fallen. Da sie wußte, wie ungern ihr Bruder sich in die Schranken eines Amtes gezwängt hatte, führte sie, wenn auch nur bis zu einem gewissen Grade, die Absicht nach Königsberg, seine inzwischen etwa erwachten Bedenken gegen seine Stellung zu zerstreuen. Dadurch wurden Zwiesgespräche heraufbeschworen, die die Eintracht störten. Meinungsverschiedenheiten konnte nur ein Gegenstand erwecken. Seinem Freunde Rühle vertraute Kleist an, daß er, so lange das Leben dauert, Trauerspiele und Lustspiele machen werde. „Wäre ich zu etwas Anderem brauchbar,“ fuhr er fort, „so würde ich es von Herzen gern ergreifen. Ich dichte blos, weil ich es nicht lassen kann.“ Er verließ darum seine „Carrière wieder“ und trat zunächst [150] den Urlaub an, der ihm auf sein Abschiedsgesuch hin angeboten worden war. Der Wiederholung des letzteren überhob ihn dann die Schlacht bei Jena. Infolge des Krieges kam Altenstein mit dem Hofe nach Königsberg und Kleist fand Gelegenheit, „diesem vortrefflichen Menschen“ seine Seele „mit völliger Freiheit zu entwickeln“. Unser Dichter offenbarte ihm also sein Geheimnis und Altenstein wußte die Beweggründe zu schätzen, die Kleist bewogen, aus dem Staatsdienste auszuscheiden.

Der Umschlag eines Briefes, der, von Ulrike am 9. November geschrieben, am 6. Dezember 1806 in Kleist's Hände kam, trug den Vermerk: „Ist gefangen genommen.“ Das hätte ein weniger vorurteilsfreier Mann, als unser Dichter es war, als omen infaustum gedeutet. Nichtsdestoweniger waren jene Worte der Schatten, den Ereignisse vorwarfen, welche die Zeit vom Januar bis August 1807 für Heinrich von Kleist bereit hielt. Ohne Einzelheiten aus seiner Kriegsgefangenschaft anzuführen, erwähnte Ulrike in sehr bescheidener Art des Anteils, dessen sie sich an der Befreiung des Bruders erfreute. Die „ungeheueren Kosten“, über die auch der Dichter klagte, galten ihr 1828 scheinbar mehr als alle Angst und Sorge, die sie 1807 zu verwinden gehabt hatte. „Daß übrigens alle diese Uebel mich wenig angreifen,“ tröstete Heinrich von Kleist seine Schwester, „kannst Du von einem Herzen hoffen, das mit größeren und mit den größten auf das innigste vertraut ist.“ Ihn erfüllten „literarische Projecte“, und er

fand es „widerwärtig“ unter solchen Verhältnissen von der eigenen Not zu reden. „Menschen von unserer Art,“ jubelte er „sollten immer nur die Welt denken“; er war vergnügt, „da er den ersten Forderungen, die seine Vernunft an ihn machte, nachkommen konnte“.

Als Heinrich von Kleist Frankreich verlassen hatte, eilte er zu seinen Verwandten nach Gulben und siedelte dann im September nach Dresden über, „wo er Adam Müller kennen lernte und mit ihm den „Phöbus“ herausgab“. Was Ulrike über die Versöhnungsversuche unseres Dichters in der Familie von Haza und die Beziehungen Müllers zur Frau von Haza andeutete, dessen erinnerte sie sich teils aus dem Oktober 1808, wo sie ihren Bruder in Dresden besuchte, teils aus Heinrichs Briefen. Sophie von Haza, einer „liebenswürdigen und vortrefflichen Dame“, widmete er, „als sie die Camille besungen wissen wollte“, seine bekannten anmutigen Verse. In ihrer Ehescheidungsangelegenheit reiste er anfangs November 1808 nach Lewitz; „die ersten Schritte, die ich für sie gethan habe,“ meldete er seiner Schwester, „machen es ganz nothwendig, daß ich die letzten auch thue.“ Das Einvernehmen mit Adam Müller ist auch nur vorübergehend getrübt worden; denn dem ersten Kinde, [151] das der Ehe Müllers mit Sophie von Haza entsproß, einer Tochter, die hernach die Gattin des als Philologen wie Botaniker berühmten Stephan von Endlicher wurde, brachte Kleist „zum Taufangebinde“ seine „heilige Caecilie“ dar. Die Trennung beider Freunde wurde erst herbeigeführt, als Adam Müller im Mai 1811 nach Wien verzog.

Ulrike schloß ihre Mitteilungen mit einer flüchtigen Bemerkung über des Dichters Reise nach Österreich im Frühjahr 1809 und begnügte sich, als wollte sie es geflissentlich vermeiden, sich über ihres Bruders Schriften zu äußern, mit einer karglichen Wendung. Was er mit der „Germania“ beabsichtigte, und wie das Fehlschlagen dieses Vorhabens ihn fast vernichtete, darüber verlor sie keine Silbe, ebensowenig über seine ferneren Schicksale. Allerdings hätte das, was mitzuteilen war, tiefe Schatten über einzelne Glieder ihrer Familie gebreitet. Da sie diese nicht von jeder Schuld freisprechen konnte, wollte sie kaum verschleierte Gedanken nicht wieder enthüllen, und so blieb auch hier der Rest Schweigen.

Es erübrigt, dessen noch zu gedenken, was Ulrike über das Bildnis ihres Bruders ihren Erinnerungen einschaltete. Das bekannte Miniaturgemälde, von dem in Kleists Briefen eingemale die Rede ist, hatte Wilhelmine von Zenge nach der Lösung des Verlöbnisses zurückgegeben. Es war dann in der Schweiz geblieben, bis es die „goldene Schwester“ dort wiederfand. Louise von Zenge machte im Herbst 1830 eine Reise nach Nizza. Sie begleitete eine Frau von Blümner dorthin, die für ihren kranken Sohn Ernst an der Riviera Heilung suchte. Vergebens; Ernst von Blümner starb am 11. Januar 1831. Während der Rückreise, auf der Straße von Vevey nach Thun, in der Nähe von Rougemont, stürzte am 14. Mai der Wagen um, und Louise von Zenge verstauchte sich dabei die Hand. Die beiden Damen kamen am 23. Mai in Thun an. Was Louise von Zenge an den folgenden Tagen über diesen Ort und unsern Gegenstand ihrer Familie mitteilte, lasse ich aus ihren Aufzeichnungen, die, ungedruckt, mir zur Benutzung überlassen wurden, hier folgen:

Thun, d. 24t. Mai (1831) . . . . Aus den Fenstern unseres Gasthofs (der Freihof) haben wir eine sehr schöne Aussicht, die Ahr fließt unter unsern Fenstern vorbei, die Ahrinsel lacht uns daraus an, und eine Menge appetitliche Häuser, die ganz reizend im Grünen am Ufer und am Fuße grüner Berge liegen. Jenseits des Ufers blickt aus weiter Ferne die hohe, weiße Jungfrau ins blühende Thal, und die Blümlialp und der Niesen. Wir haben diesen Morgen einen Spaziergang nach dem einzig schön gelegenen Kirchhof gemacht. Denke Dir Minette, ich habe Kleists Bild hier ausgesucht, gefunden, und erobert. Ich freue mich unaussprechlich, der Familie diesen großen Wunsch erfüllen zu können. . .

Da Thun uns durch die Beschreibung Kleists vertraut ist, kann ich es mir nicht versagen, es auch

in der Schilderung zu zeigen, die Louise von Zenge davon gab. Sie schrieb:

[152] d. 26t. Es schmerzt mich sehr, daß ich Euch nicht mein Herz ausschütten kann, wie sehr hübsch ich Thun finde, wie lieblich den See, wie sehr mich heute der Grundelwald Gletscher in Erstaunen setzte, das Lauterbrunner Thal mit seiner hohen Jungfrau, den graziösen Staubbach, aber dazu könnte ich ein paar rechte Hände brauchen, wie könnte eine arme Linke es können. So viel kann ich Euch aber versichern, Ihr würdet gewiß alle ganz außer Euch sein über die frische, grüne, hohe und liebliche Schweiz. . . .

Als im Jahre 1821 Louise von Zenge sich auf einer Reise nach Neapel befand, wohin die Frau des österreichischen Generals von Koller sie mitnahm, berührte sie Dresden. Dort wurde sie am 11. September mit Tieck bekannt. Sie berichtete ihren Angehörigen, daß sie am folgenden Tage Shakespeares „Heinrich IV.“ von Tieck vorlesen hörte, und fuhr dann wörtlich fort:

Die Finkenstein sagte ihm, daß ich Heinrich Kleist sehr gut gekannt hätte, da bat er mich, was ich von ihm wüßte und sagen könnte, mal in einer müßigen Stunde für ihn aufzuschreiben.

Am 13. September traf sie noch einmal Tieck und schrieb darüber:

. . . . Da haben wir 1 1/2 ganz allerliebste interessante Stunden gehabt, auch von Kleist habe ich ihm viel erzählen müssen.

Ob sie ihre Erinnerungen schriftlich niederlegte, oder welche Nachrichten Tieck ihr verdankte, entzieht sich meiner Kenntnis.

Ulrike von Kleists Mitteilungen lassen keinen Vergleich mit den genialen Briefen ihres Bruders zu. Sie bieten aber eine willkommene Handhabe zur bessern Abgrenzung des Urteils, das sich der Leser jener Briefe über dieses seltene Mädchen bildet; sie dienen dem Bilde, das der Dichter von seiner Schwester zeichnete. Wenn sie nun dessen realistische Züge verschärfen, den Linien etwas von ihrer poetischen Weichheit nehmen und das warme Licht des Colorits dämpfen, so lassen sie dafür doch das Ganze naturwahrer und lebendiger erscheinen. Für die Würdigung oder Erkenntnis des Dichters be-deuten diese anspruchslosen Zeilen freilich wenig. Sie helfen keins der Rätsel lösen, die dieses Dichterdasein dem forschenden Geiste aufgibt und mildern nicht die herbe Tragik, die in diesem Leben waltete, und die der Mensch Kleist zu einer Höhe steigern mußte, wie sie ergreifender der Dichter Kleist niemals zu erzeugen vermochte.